

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Detektive Bisset las die Inschrift auf der Platte. Dann begann er die Schrauben aufzumachen. Tempest ergriff einen Schraubenzieher und machte sich gleichfalls an die Arbeit auf der entgegengesetzten Seite. Lord Chetwynd stand mit verchränkten Armen und tief zur Brust herabgesenktem Kopfe seitwärts. Monk und der Geistliche redeten flüsternd mit einander.

Es war eine unheimliche, geisterhafte Scene.

Endlich war der Sargdeckel aufgeschraubt und weggeschoben, und jetzt sammelten sich Alle, Chetwynd ausgenommen, darum, um hineinzusehen.

Bisset stieß einen leisen Schrei aus, der Allen unverständlich war, nur Monk nicht, welcher ein triumphirendes Lächeln zu verbergen strebte.

Der Sarg war nicht leer. Drinnen lag ein weibliches Skelett, in ein weißliches Seidenkleid gehüllt, das im Viered ausgeschnitten und an Hals und Armeln mit kostbaren Spitzen besetzt war. Die Seide war fleckig und gelb, als läge sie schon seit Monaten in diesem Sarge.

Monk hatte in seiner Furcht vor Entdeckung ein Kleid machen lassen, welches genau so war, wie Bernice's Leichenskleid, hatte es vorsätzlich besetzt, um es als alt und verdorben aussehend zu lassen, und hatte es erst kürzlich in den Sarg gelegt.

Lord Chetwynd kam näher und schaute ebenfalls in den Sarg.

Die Anderen traten ehrerbietig zurück. Es standen keine Thränen in seinen Augen, aber sein Gesicht war verzerrt vor Schmerz. Seine alte Wunde war frisch aufgerissen und er konnte den Jammer kaum ertragen.

Er schaute lange schweigend hin. Dann sagte er gebrochen:

„Der Leichnam meiner Frau liegt hier. Dieses ist ihr

Kleid. Sehen Sie, die Spitzen sind dieselben — nein nicht dieselben, aber doch sehr ähnlich. Wir haben uns getäuscht.“

Der Deckel wurde schweigend wieder auf den Sarg gelegt und zugeschraubt.

Der alte Pfarrer näherte sich dem Lord und ergriff seine Hand, aber er wußte ihm in einem solchen Augenblicke der Verzweiflung nichts zu sagen und schweigend verließen die fünf Männer die Gruft und die Kirche.

Der Geistliche nahm seinen Schlüssel und ging nach Hause. Die Anderen kehrten nach Chetwynd-Park zurück.

„Bis jetzt hat Monk einen Vorsprung vor mir“, dachte Mr. Bisset, als er zu Bette ging. „Er ist schlau wie ein Satan. Wir werden wohl einen schweren Kampf miteinander kämpfen, aber noch bin ich nicht besiegt, und so wahr der Himmel über uns ist, ich werde siegen, und das bald.“

Fünzigstes Kapitel.

Mr. Bisset hatte darauf bestanden, Lady Chetwynd's Sarg zu öffnen, in der Erwartung, ihn leer zu finden. Er hatte gehofft, seine bisherigen Vermuthungen bestätigt zu sehen und sah sich nun bitter enttäuscht. Er hatte sich in einen geheimen Kampf mit Gilbert Monk eingelassen, und Gilbert Monk war Sieger geblieben.

Was war jetzt zu thun?

Mr. Bisset war zu sehr überzeugt, daß er Recht hatte, er war zu klug, zu schlau und gewandt im Ergründen von Geheimnissen, um von seiner bereits gefaßten Meinung wieder abzustehen.

Er war überzeugt, daß die Gebeine, die er in dem Sarge gesehen hatte, nicht die Lady Chetwynd's waren, sondern von Gilbert Monk erst kürzlich dahingebbracht worden

waren. Er war auch überzeugt, daß das Seidenkleid, welches er im Sarge gesehen hatte, nicht das war, in welchem man die junge Marquise beerdigt hatte, sondern eines, welches Monk hatte nachmachen lassen.

Aber wie sollte er das beweisen? Wie die Wahrheit enthüllen? Wie konnte er einen Mann in die Falle locken, dessen Schlaubeit und Vorsicht fast an's Wunderbare grenzten?

Diese Gedanken und Fragen beschäftigten den Detektive während der wenigen Stunden, die nach dem Besuche in der Gruft bis zum Morgen noch übrig blieben.

Mit Tagesanbruch stand er auf und ging zum Pferde-
stall hinaus. Die Stallburschen waren schon auf und an ihrer Arbeit. Bisset ließ sich ein Pferd satteln und ritt nach Runsgate.

Dort angekommen, übergab er einem Burschen sein Pferd zur Aufsicht und schlenderte nach dem Telegraphenamte.

Es war jetzt sieben Uhr, und der Telegraphist betrat soeben sein Bureau. Bisset folgte ihm.

„Ich möchte nach London telegraphiren — an Scotsby und Newmann in Chancery-Lane,“ sagte er langsam. „Ist Alles bereit? Dann bitte ich einfach zu telegraphiren: „Haben Sie gestern an Monk ein Telegramm geschickt?“ Das ist Alles. Bitte noch hinzuzufügen: Bezahlte Rückantwort zu senden an Bisset, Chetwynd-Park, Eastbourne, Sussex.“

Er bezahlte und ging fort. Draußen bestieg er sein Pferd und ritt rasch nach Chetwynd-Park zurück, wo er zur rechten Zeit ankam, um noch Toilette zum Morgenmahle zu machen.

Lord Chetwynd, Mr. Tempest, Gilbert und Sylvia Monk, Alle waren beim Frühstück anwesend, aber die Herren sahen durchgehends aus, als hätten sie in der Nacht nicht geschlafen. Der Marquis war bleich und niedergeschlagen, Mr. Tempest sah aus, als drücke ihn ein heimlicher Kummer, und nur Gilbert Monk war heiter und lächelnd. Auch Miß Monk, welche durch ihren Bruder schon heimlich von dem nächtlichen Ausfluge in Kenntniß gesetzt worden war, trug ein triumphirendes Lächeln zu Schau.

Nach dem Frühstück begab sich Miß Monk in ihr Boudoir; die Herren zogen sich in die Bibliothek zurück.

Mr. Tempest blätterte in den Karten verschiedener Länder, die auf dem Tische lagen, aber man sah ihm deutlich an, daß er nicht bei der Sache war. Lord Chetwynd ging unruhig auf und ab. Monk warf sich auf einen Divan und sagte mit einer Art versteckter Unerbarmlichkeit:

„Nun, Mr. Bisset, was haben Sie zunächst in Ihrem Programm aufgenommen? Wir haben das Haus durchsucht — die geweihten Ueberreste der Todten aufgestöbert — was nun? — Man möchte glauben, die Berwegenheit könne nicht weiter gehen, wenigstens kann uns nichts mehr überraschen. Werden Sie jetzt die Dienerschaft befragen?“

„Nein; die Dienerschaft, wenigstens die Lord Chetwynd's, weiß nichts von dem geheimnißvollen Besuche, mein Herr,“ sagte Bisset ruhig.

„Und Sie wissen das so genau, ohne sie gefragt zu haben? Sie haben es wohl errathen. Ihr Detektives seid schlaue Leute. Bei Gott, wenn ich nicht der aufrichtigste offenherzigste Mensch von der Welt wäre, ich würde mich vor Ihnen fürchten.“

Es lag ein beißender Hohn in dieser Bemerkung, der den Offizier hätte beleidigen können. Er ließ aber nichts Derartiges merken.

„Mr. Bisset“, sagte Lord Chetwynd plötzlich, „wir waren auf einer falschen Spur. Wie konnten Sie einen Augenblick daran zweifeln, daß meine Frau wirklich gestorben ist? Ich fürchte, Sie haben so viel mit großen Geheimnissen zu thun, daß Sie das unserige auch vergrößerten; aber Ihre Worte und die That der letzten Nacht haben mich mein Unglück mehr denn je fühlen lassen. Ich werde England verlassen, so bald —“

Er brach plötzlich ab, er wollte sagen, sobald er mit Miß Monk verheirathet sei, aber er konnte die Worte nicht aussprechen. Seine ganze Seele lehnte sich gegen diese heran-nahende Heirat auf. Seit der vergangenen Nacht schien ihm sein ganzer Lebenslauf verändert. Seine beabsichtigte Heirat erschien ihm wie der abscheulichste Hohn, so daß er nicht einmal davon sprechen konnte.

„Ich will durchaus nicht unhöflich erscheinen, Mr. Bisset“, fuhr der Lord in entschuldigendem Tone fort; „und erkenne Ihren Eifer, dieses Geheimniß zu ergründen, an, aber ich wünschte, wir könnten das Werk der vergangenen Nacht um-geschehen machen. Meine Frau ist todt. Wie konnte ich mich nur einen Augenblick versuchen lassen, die Thatsache zu bezweifeln?“

Mr. Bisset schien in keiner Weise von Lord Chetwynd's zart angedeuteten Vorwürfen verletzt zu sein. Er war zufrieden mit sich selbst und wollte gern auf seine Rechtfertigung warten.

„Verzeihen Sie, mein Lord“, sagte er daher ruhig; „aber Sie machten heute Nacht eine Bemerkung, die ich nicht ganz verstehen konnte. Sie sagten, daß das Muster in dem Kleide, das wir im Sarge fanden, verschieden war von dem Kleide, das Sie im Hause haben, und es ist wirklich so. Welches ist nun Lady Chetwynd's Leichenkleid?“

„Natürlich das in dem Sarge, Mr. Bisset.“

„Aber Eure Lordschaft sagten doch, daß Ihre Gemalin nur ein Kleid hatte, das in dieser Art gemacht war,“ ver-harrte der Detektive. „Sie haben das Kleid vollständig als das rechte anerkannt, welches Sie in Händen haben. Das Kleid im Sarge scheint also ein überzähliges zu sein. Wie kommt das?“

„Ich weiß es nicht. Miß Monk könnte das vielleicht aufklären, oder Fisine, Lady Chetwynd's ehemaliges Kammer-mädchen.“

„Ich habe mit Sylvia schon über diesen Gegenstand gesprochen,“ sagte Monk rasch. „Aber Sylvia wußte nichts davon. Sie weiß nichts weiter, als daß Fisine das weiße Kleid aus Lady Chetwynd's Garderobe herunter brachte, als man sie für den Sarg ankleidete.“

Fisine wird vielleicht im Stande sein, einiges Licht in die Angelegenheit zu bringen,“ erklärte der Detektive. „Es wäre gut, wenn ich sie sehen könnte; ich will die Sache überlegen. Ich halte die Aehnlichkeit der beiden Kleider für einen äußerst wichtigen Zug in dieser Untersuchung. Was ich sonst noch glaube, darf ich jetzt nicht erwähnen. Aber ich will das ganze Geheimniß zu Ihrer Zufriedenheit aufklären, mein Lord.“

„Es ist nichts weiter aufzuklären, als wer das Mädchen ist, das meiner verstorbenen Gattin so ähnlich sieht,“ sagte Chetwynd. „Ich möchte wissen, wer sie ist, warum sie mich verfolgt, kurz Alles, was sie betrifft.“

„Sie sollen es wissen, mein Lord,“ sagte Bisset bestimmt. „Vertrauen Sie mir nur noch kurze Zeit. Ich glaube, daß das geheimnißvolle Frauenzimmer jetzt nicht zurückkommen

wird und es ist nicht nothwendig, daß ich Sie hier erwarte. Ich werde heute nach London zurückkehren und bitte mir zu telegraphiren, wenn sie sich wieder zeigt. Inzwischen müssen wir geduldig warten."

Mont schaute den Offizier forschend an, dieser erhaschte den Blick und lächelte innerlich. Lord Chetwynd widersetzte sich seinem Entschlusse nicht, und man sprach nicht weiter von der Angelegenheit, die allen peinlich geworden war. Mont ging zu seiner Schwester. Sobald er verschwunden war, bemerkte Bisset:

"Mein Lord, ich habe mehr entdeckt, als Sie glauben, und ich habe Grund für meinen Verdacht, den ich bald zu bewahrheiten hoffe. Aber ich wünsche, daß selbst Mr. Mont glaube, ich habe mich von der Untersuchung zurückgezogen. Ich bitte Sie, noch geduldig zu sein. Zur guten Zeit hoffe ich Ihre Trauer in Freude verwandeln zu können."

Mit diesen Worten zog er sich aus der Bibliothek zurück, und schlenderte in den Garten hinaus.

Nach einer auf der Terrasse zugebrachten Stunde lehrte er über die Seitenstiege des Hauses auf sein Zimmer zurück.

Im obern Treppen Hause angelangt, begegnete er die alte Indierin Ragen, mit einem Theebrett in der Hand. Er trat ihr in den Weg und betrachtete ihr verwittertes, braunes Gesicht mit gedekhaftem Lächeln.

"Ah, Sie sind es", sagte er in indischer Sprache zu ihr. "Ich habe mir gewünscht, Sie zu sehen. Ich brauche mir nur etwas zu wünschen und es geschieht. Sie sind eine Anhängerin der Gottheit Kali, das Weib Sivas', nicht wahr?"

Er machte einige seltsame Bewegungen mit der Hand.

Das Weib starrte ihn an und zitterte.

"Sie sehen, ich kenne Sie," fuhr Bisset fort. "Sie sind mit der großen Bande der Thugs verbunden und gehören zu jener Sekte, die ein Menschenleben so leicht zerstört, wie eine Fliege."

Ragen stellte ihr Theebrett bei Seite und trat einige Schritte zurück.

"Sie halten sich für schlau und weise", sagte der Offizier, die alte Frau noch durchdringender anschauend. "Aber ich bin weiser und schlauer. Ich kann in Ihre Seele und in Ihre ganze Vergangenheit schauen. Ich weiß, daß Sie die Amme Ihrer jungen Herrin waren, und daß Ihnen ihr Glück und ihr Reichthum über Alles in der Welt geht. Sie ist arm, abhängig — ein Nichts! Sie liebt Lord Chetwynd, und eine Heirat mit ihm wird sie reich, unabhängig und zu einer Dame von großem Einflusse machen. Ihre Beweggründe liegen klar vor mir. Sie versuchten es, Lady Chetwynd zu vergiften und durch irgend einen Zufall gaben Sie ihr den unrechten Trank. Sie gaben ihr eine Dosis Lanna, und ihr Tod war nur ein Scheintod."

Das alte Weib stieß einen seltsamen, erstickten Schrei der Wuth und Ueberraschung aus. Ihre kleinen Augen starrten Bisset in tödtlichem Schrecken an. Voll Aberglauben schrieb sie ihm übernatürliche Kenntnisse und Kräfte zu.

"Sie haben Ursache zu zittern," sagte Bisset, und seine leise Stimme klang scharf; "denn ich bin von allen Menschen der gefährlichste für Sie — Mörderin! Wer hat Lady Chetwynd aus ihrem Sarge befreit?"

Die Lippen des Weibes bewegten sich, aber es drang kein Ton dazwischen hervor. Sie stand wie erstarrt vor Schrecken, ihr braunes, verwittertes Gesicht wurde grau und fahl, und ihre Blicke hingen voll Entsetzens starr an dem Offizier.

"Sprechen Sie!" befahl Bisset, sich hoch aufrichtend mit blitzenden Augen. "War es Gilbert Monk, der Lady Chetwynd befreite?"

Noch immer blieb das alte Weib stumm, aber der Ausdruck ihres Gesichtes war für den Detektive eine genügende Antwort. Ihr Schreck, ihre zunehmende Blässe, ihr heftiges Zusammenschauern, und der Ausdruck ihres Gesichtes verriethen ihm deutlicher als alle Worte es im Stande gewesen wären, daß Lady Chetwynd wirklich aus ihrem Sarge befreit worden war, und daß Gilbert Monk ihr Befreier sei.

Ein Triumphgefühl schwellte Bisset's Brust, und seine Wangen rötheten sich.

"Wußten Sie zur Zeit, daß Monk die Lady befreit hatte?" fragte der Offizier.

Ragen zuckte unter seinen Blicken zusammen.

"Wußten Sie vor Lord Chetwynd's Rückkehr von seinen Reisen, daß die Lady befreit worden war?" fragte Bisset dringender.

Noch immer keine Antwort, aber derselbe verneinende Ausdruck in dem durchfurchten Gesicht.

"Wo ist Lady Chetwynd jetzt?"

Der leere Ausdruck in dem Gesichte der Indierin versicherte ihn, daß sie nichts wisse.

"Weiß es Gilbert Monk?"

Die dunklen, trüben Augen der alten Indierin leuchteten ein wenig auf, was Bisset als bejahende Antwort deutete. Aber noch immer sprach das alte Weib nichts, und ein Mensch, der nicht so geschickt war im Erkennen von Mienen, hätte aus der Betrachtung ihrer Züge nichts verrathen. Sie hatte ihm weder mit Worten noch mit Geberden geantwortet, und wählte ihr Geheimniß noch immer tief in ihrer Brust verborgen.

"Sie haben mir nun Alles verrathen, was ich wissen wollte", sagte Bisset, "und können weiter gehen."

Hierauf entfernte er sich einige Schritte von ihr. Als er seine Blicke von ihr abwandte, athmete sie tief auf, und ein Schimmer von Farbe kehrte in ihr fahles Gesicht zurück. Es war ihr, als ob ein Zauber ihre Sinne gefangen gehalten hätte. Jetzt ermannte sie sich, und schrie ihm in indischer Sprache zu:

"Sie sind ein Zauberer — ein Teufel! aber ich sage Ihnen, Sie lügen. Ich habe nichts gesagt. Sie sagen, ich hätte Ihnen Alles verrathen, was Sie wissen wollten, und ich habe Ihnen gar nichts gesagt — kein Wort! Warum klagen Sie mich des Mordes an? Ich habe keinen Mord begangen, habe Niemandem Gift gegeben. Lady Chetwynd starb und wurde begraben — mehr weiß ich nicht. Ich bin unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Lügner! Betrüger!"

In ihrer Wuth spie sie nach Bisset, ergriff ihr Theebrett und eilte die Stiege hinab.

Bisset schaute ihr ruhig lächelnd nach und ging dann pfeifend auf sein Zimmer.

Er ließ sich nicht wieder sehen, bis er beim Gabelfrühstück mit den Anderen zusammentraf, und da war er ziemlich schweigsam. Mr. Tempest trug die Kosten der Unterhaltung, indem er von seinen Reisen und Abenteuern erzählte, und Lord Chetwynd bemühte sich, gegen seine Gäste möglichst artig zu sein und seinen Kummer zu vergessen.

Die Mahlzeit war fast beendet, als der Haushofmeister mit einem Couvert auf einem Teller eintrat. Diesmal ging er an Monk vorbei und trat auf den Detektive zu.

„Ein Telegramm für Mr. Bisset“, sagte er. „Der Bote wartet.“

Bisset öffnete das Couvert und las seinen Inhalt. Dieser lautete:

„Wir haben weder gestern, noch überhaupt je ein Telegramm an Mont geschickt.“

Scotsby und Neumann.“

Bisset drückte ruhig lächelnd das Papier in seiner Hand zusammen, und sagte —

„Es ist keine Antwort nöthig. Hier der Botenlohn.“

Er legte ein Geldstück auf den Teller und der Haushofmeister entfernte sich. Mont war die Ähnlichkeit dieses Zwischenfalles mit dem seinigen vom vergangenen Tage aufgefallen, und er fragte daher Bisset mit spöttischem Tone:

„Gute Nachrichten, Mr. Bisset?“

„Ja, mein Herr, ganz vortrefliche,“ sagte Mr. Bisset freundlich. „Und dennoch enthält mein Telegramm nichts Wichtiges — eine einfache Geschäftsmittheilung von Scotsby und Neumann.“

Mont wechselte die Farbe und schaute sich furchtsam um. Lord Chetwynd und Tempest sprachen eifrig mit einander. Nur Miß Mont hörte Bissets Erwiderung, und verstand ihren Sinn.

„Möchten Sie vielleicht mein Telegramm sehen, Mr. Mont?“ sagte Bisset in gutmüthigem Tone. „Es steht Ihnen frei, dies zu thun.“

Er glättete das zerknitterte Papier und reichte es Mont. Dieser nahm es, las es durch, und gab es mit zitternden Händen und ohne ein Wort zu sagen, zurück. Bisset steckte das Telegramm in die Tasche, schlürfte ruhig seinen Wein und beobachtete das Gesicht Monts mit kalten, neugierigen Blicken.

Mont schleuderte ihm einen wüthenden, trotzigen Blick zu, aber Bisset lächelte ruhig weiter.

Nach dem Gabelfrühstück sprach Bisset seine Absicht aus, sich sofort nach London zurückzugeben. Er ließ sich nicht bewegen, länger zu bleiben und bat den Marquis, ihm zu telegraphiren, wenn das Gespenst sich wieder sehen ließe. Er ließ sich Fifine's Adresse geben und empfahl sich bald darauf, um nach London abzureisen. —

Lord Chetwynd war in Folge der Aufregung der vergangenen Nacht unglücklicher denn je über Bernice's Tod. Und auch Mr. Tempest, der nicht gestehen konnte, daß Bernice seine Tochter gewesen war, litt heimlich furchtbar unter den heftigsten Gewissensbissen.

„Der Mensch ist ein vollständiger Spürhund,“ dachte Mont unruhig. „Er erwartet, daß ich nach London gehe. Er ist nur von hier weggegangen, um mich sorglos zu machen, aber er wird jeden von hier in London ankommenden Zug beobachten, in der Erwartung, mich zu sehen. Ich werde nach London und zu Bernice gehen — ich werde diesen verdammten Bisset dennoch überlisten.“

Doch es waren noch andere Pläne im Gange, welche die Mont's zu durchkreuzen bestimmt waren.

Ragen hatte unter hundert Klüchen ihrer jungen Herrin die Unterredung mit dem Detektive mitgetheilt.

„Bisset wird Bernice finden, so gewiß sie lebt,“ sagte Miß Mont. Du mußt sie zuerst finden, Ragen, und sie umbringen. „Bei Gott, ich glaube, sie ist gar nicht mehr in Gilbert's Obhut, sondern irgendwo in London. Und ich glaube — der Gedanke durchzuckt mich eben — daß sie vielleicht bei

ihrer Dienerin Fifine ist. Sie kennt sonst Niemanden in London, und hat Zuflucht bei ihr gesucht. Du mußt morgen früh nach London zu Fifine gehen. Ist Bernice nicht bei ihr, so findest Du vielleicht anderswo ihre Spur.“

Einundfünfzigstes Kapitel.

Am Tage nach Bisset's Abreise in die Stadt ging die alte Ragen angeblich mit einem Auftrage für Sylvia ebenfalls nach London. Sie blieb einen Tag und eine Nacht aus, und kehrte dann ziemlich enttäuscht nach Chetwynd-Park zurück. Sie hatte in London wohl Fifine's Eltern aufgesucht, hatte es aber nicht gewagt ihre Erkundigungen offen einzuziehen. Sie hatte gefragt, ob sie Miethsleute und ob sie gegenwärtig ihre Zimmer vermietet hätten. Diese Fragen wurden verneint und obwohl sie den ganzen Tag in der Nähe des Kuchenbäckerladen von Fifine's Vater auf der Lauer blieb, bemerkte sie doch nichts und kehrte am Abend nach Suffex zurück, keineswegs überzeugt, daß Bernice nicht in London sei.

Mr. Tempest blieb noch einige Tage bei Lord Chetwynd, und ging nach London zurück, ohne das Geheimniß seiner Verwandtschaft mit Bernice zu verrathen.

Lord Chetwynd wollte sich wieder mit vielem Eifer der Einrichtung der Schule zuzuwenden, war aber in einer so gedrückten ruhelosen Stimmung, daß er sich selbst dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte.

Etwa sechs Tage nach Bisset's Abreise von Suffex erhielt Mont einen Brief von Flack, worin er ihm mittheilte, daß „Miß Gwyn“ bei Mrs. Crowl gefangen gehalten werde, daß sie ihre Freiheit fordere und anfangs unruhig und mißtrauisch zu werden und verlange, Mr. Mont unverzüglich zu sehen.

Die Zeit war also gekommen, wo er zu ihr gehen mußte. Aber er wußte, daß Bisset sich nur von dem Park entfernt habe, um ihn zu bewachen, und war sicher, daß der Polizeibeamte in einer geschickten Verkleidung ihm bei dem Bahnhofe auslauern würde, an welchem er in London ankommen mußte. Er beschloß daher, einen andern Weg nach London einzuschlagen.

Das that er denn auch, indem er, als er den Park verließ, nicht die ganze Fahrt von Eastbourne mit der Eisenbahn zurücklegte, sondern auf der vorletzten Station ausstieg und mit einem Wagen in die Stadt fuhr.

Ziemlich spät kam er in London an und kehrte in einem bescheidenen Gasthose ein. Dort trug er sich unter einem falschen Namen in's Fremdenbuch ein und rasirte sich noch an demselben Abend den dichten, schwarzen Vollbart ab, der den unteren Theil seines Gesichtes vollständig umrahmte und ließ nur den Schnurrbart stehen. Er war dadurch fast vollständig unkenntlich gemacht.

Der üppige Bart hatte einen häßlichen Mund, einen ungemein starken Unterkiefer und ein langes, zurückweichendes Kinn bedeckt. Der burleske Ausdruck war verschwunden. Er seufzte, als er sich betrachtete; tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß ihn Bisset nun nicht erkennen würde.

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr fuhr er in die Straße, wo Mrs. Crowl wohnte. Eine Magd öffnete ihm und er stieg die Treppe zu Mrs. Crowl's Wohnung empor. Flack ließ ihn ein.

Weder dieser noch Mrs. Crowl erkannten ihn. Er trat leichtfüßig ein und schloß die Thür hinter sich. Daß Bernice

nicht im Zimmer war, sah er auf den ersten Blick. Eine ganze Weile starrten Mrs. Crowl und Flad in sein so plötzlich verändertes Gesicht, ohne ihn zu erkennen.

Mont lächelte und sein breiter Mund verzog sich dabei zu einem ungemein häßlichen Grinsen.

„Ihr kennt mich also nicht?“ rief er aus.

Jetzt erkannten Sie ihn an der Stimme und starrten ihn ganz verblüfft an. Dem Erstaunen Flad's folgte Unruhe.

„Was ist geschehen?“ rief er aus. „Ist die Polizei hinter Ihnen?“

„Nein“, erwiderte Mont. „Ich habe mir nur den Bart abrasirt. Warum sollte die Polizei hinter mir sein? Ich habe nie etwas gethan, um mit dem Gesetze in Widerspruch zu kommen.“

„Gewiß nicht“, sagte Flad, „aber — aber Sie sind wunderbar verändert, gnädiger Herr. Wenn ich Sie auf der Straße begegnet hätte, ich würde Sie nicht erkannt haben. Erst als ich Ihre Stimme hörte, glaubte ich, Sie hätten sich absichtlich verkleidet.“

„Sie sehen wirklich so aus“, sagte Mrs. Crowl, „und es ist jammerichade, um den prächtigen Bart —“

„Was macht Miß Gwyn?“ fragte Mont plötzlich mit einem Blick auf das Nebenzimmer.

„Sie ist sehr entrüstet, daß sie gefangen gehalten wird, gnädiger Herr“, sagte Mrs. Crowl. „Sie hat um Hilfe gerufen, aber Niemand hörte sie. Bei Tag ist von den Miethsleuten Niemand zu Hause, und bei Nacht gebe ich ihr einen Schlaftrunk, der sie unschädlich macht. Die Hausfrau ist meine Verwandte, und ich habe ihr eine Belohnung versprochen, wenn mein Gebieter käme, um seine widerspenstige Schwester zu holen. Sie glaubt, daß Miß Gwyn aus dem Elternhause durchgegangen ist, und Schauspielerin werden will, und daß es ganz recht ist, sie hier einzuschließen, bis Sie sie nach Hause bringen.“

„Wie hast Du Miß Gwyn gefunden, Flad?“ fragte Mont, sich an seinen Bundesgenossen wendend.“

Flad erzählte ihm genau die Umstände, die ihn Lady Chetwynd hatten finden lassen.

„Ich muß Miß Gwyn sogleich sehen“, sagte Mont, als Flad seinen Bericht beendet hatte. „Sie, Mrs. Crowl, müssen mit Flad und der jungen Dame noch heute Abend nach Mawr-Castle abreisen. Ich kann Sie nicht begleiten und Ihnen auch einstweilen nicht folgen. Während ihres Aufenthaltes dort muß Miß Gwyn auf das Sorgfältigste bewacht werden. Verstehen Sie?“

Mrs. Crowl antwortete bejahend.

„Jetzt führen Sie mich zu Miß Gwyn“, sagte Mont.

„Ober halt! Ist sie in dem anstößenden Schlafzimmer? Führen Sie sie hier heraus und bleiben Sie Beide dort drinnen. Ich möchte sie allein sehen.“

Mrs. Crowl nahm einen Schlüssel aus ihrer Tasche, schloß die Schlafzimmertür auf, und ging hinein. Dann rief sie auch Flad. Dieser folgte ihr, und trat ins Nebenzimmer, während Bernice aus demselben heraustrat. Mrs. Crowl schloß die Thüre hinter sich und Flad, und Bernice war mit Mont allein.

Einen Augenblick lang betrachteten sich die Beiden schweigend. Bernice war bleich und abgezehrt, aber ihr Gesicht war ruhig und entschlossen. Ihre braunen Augen blickten muthig und furchtlos — sie war kein furchtames, zitterndes Mädchen, sondern ein muthiges, starkes Weib.

Sie erkannte Mont auf den ersten Blick nicht und ihr Gesicht erblaßte, als sie in diese jetzt so unheimlich entstellten Züge schaute. Ihr Instinkt sagte ihr, daß hier ein Schurke vor ihr stehe, dem die Natur den Stempel seines Charakters aufgedrückt und dem man nicht vertrauen dürfe. Aber als sie ihn länger anschaute, seinen dunkeln Teint, die schwarzen kleinen Augen und die niedrige Stirne sah, wich sie, ihn erkennend, entsetzt zurück.

„Erkennst Du mich nicht, Bernice?“ fragte Mont näher-tretend und ihr die Hand reichend.

„Bist Du es — Gilbert?“

„Ja, es ist Gilbert. Aber warum weichst Du vor mir zurück, Bernice? Was soll dieser Blick des Abscheues in Deinen Augen? Barmherziger Gott, hängt Deine Neigung von dem Besitze meines Bartes ab?“

Bernice starrte ihn erstaunt und verwundert an.

Zum ersten Male seit sie ihn kannte, fürchtete sie ihn. Instinktiv mißtraute sie Mont, als sie plötzlich in sein Gesicht schaute.

„Das ist gar nicht schmeichelhaft für mich, Bernice“, sagte Mont, dessen Eitelkeit tief verwundet war. „Hätte ich gewußt, auf welchen schwachen Füßen Deine Neigung stand, ich hätte meinen Bart als mein kostbarstes Gut bewahrt.“

„Denke nicht schlecht von mir, Gilbert“, sagte Bernice mit bebender Stimme. „Du bist verändert, und ich habe Dich im ersten Augenblicke kaum erkannt. Verzeihe mir, wenn ich Dich beleidigte, ich kann Dir nicht sagen, wie es mich freut, Dich wieder zu sehen!“

„Trotzdem Du mir entlaufen bist?“ fragte er.

„Ich verließ Dich heimlich, weil ich fürchtete, daß Du mich offen nicht gehen lassen würdest, Gilbert“, entgegnete Bernice muthig. „Ich war Dir dankbar, und habe Dich auch lieb, Gilbert, aber ich kann nicht abhängig von Dir sein. Es ist nicht recht, daß Du, der Du selbst arm bist, mich erhalten sollst, wo ich doch im Stande bin, mich allein zu ernähren.“

„Aber ich würde Dich ja so gern erhalten, Bernice. Es ist mir keine Last, für Dich zu sorgen.“

„Die Last der Abhängigkeit ist mir unerträglich“, erklärte Bernice. „Ich kann nicht mein Leben lang von Dir abhängen, Gilbert. Ich muß mir mein Brod selbst verdienen, ich muß die Fähigkeiten, die mir der Himmel gegeben hat, ausnützen. Du hast mich sorgfältig unterrichten lassen, und ich bin vollkommen fähig, eine Gouvernantenstelle anzunehmen. Ich bin kein Kind mehr, Gilbert, sondern ein Weib und ich muß meiner Würde Rechnung tragen. Ich möchte, daß Du diese Angelegenheit ebenso betrachtest wie ich.“

„Das werde ich nie, Bernice! Ich liebe Dich und will, daß Du mich sogleich — heute noch — heiratest, und mit mir auf Reisen gehst.“

„Nein, nein! Gilbert, willst Du mich nicht verstehen? Ich kann Dich nicht heirathen. Sprich nie wieder mit mir davon!“

Mont sah, daß gegenwärtig wenigstens alles Bitten vergeblich sei. Er dachte, daß er Bernice nach Chetwynd's Heirat mit Miß Mont gefügiger finden werde, und beschloß sich bis dahin in Geduld zu fügen.

„Verzeih' mir, wenn ich Dir allzu bringend und ungeduldig erschien, Bernice“, sagte er. „Erkenne doch meine große Liebe zu Dir. Ich stehe auch allein in der Welt. Ich habe Dir meine Liebe angeboten, und eine ehrliche Liebe soll man so leicht nicht zurückweisen. Verzeih' mir, wenn ich Dir zu

ungefüm erschien, in dem Bestreben, Dich zu erringen, ich werde Dich nie wieder beleidigen, Bernice. Stellen wir unsere Beziehungen auf ihren alten Standpunkt zurück. Ich will mich Dir nicht aufdrängen und bitte Dich nur, mit Mrs. Crowl und Flac nach Mawr-Castle zurückzukehren."

"Es ist unmöglich. Ich werde nie nach Mawr-Castle zurückkehren und mit diesen Beiden gewiß nicht. Sie haben mich fast eine Woche lang hier gefangen gehalten, Gilbert, ich kann sie nicht länger um mich haben. Aber warum von ihnen sprechen? Meine Gefangenschaft ist mit Deinem Kommen beendet. Bringe mich in die frische Luft, Gilbert, und sage mir, wie ich mir eine Stelle verschaffen soll. Du kannst mir ein Heim verschaffen, in welchem ich mich durch meine Leistungen bezahlt machen kann."

"Ich kann Dir nur damit helfen, indem ich Dir in Mawr-Castle ein sicheres Daheim anbiete," erwiderte Monk.

"Dann muß ich mir selbst helfen", sagte Bernice ruhig. "Wahrlich, in einer so großen Stadt wie London, muß Jemand, der die Arbeit ernsthaft und ehrlich sucht, sie auch finden. Ich will sogleich ausgehen, um mir etwas zu suchen. Willst Du Mrs. Crowl befehlen, meinen Hut zu bringen?"

Monk flehte vergeblich. Bernice blieb fest bei ihrer Forderung, allein fortgehen zu wollen. Sie war ängstlich und mißtrauisch gegen ihn geworden.

Monk war in die Enge getrieben. Seine einzige Sicherheit lag darin, wenn er den Detektive überlisten, und Bernice in Mawr-Castle verbergen konnte. Aber wenn sie nicht gehen wollte? Was dann? Seine ganze Sicherheit hing davon ab — sie mußte gehen!

Er preßte die Zähne zusammen und ein finsterner grausamer Zug spielte um seinen Mund.

"Bernice", sagte er, "als Dein Bruder werde ich die liebevolle brüderliche Gewalt über Dich ausüben und Dich in sichere Abgeschiedenheit von Mawr-Castle zurückschicken. Wenn Du Dich mir irgendwie dankbar erweisen willst, wirst Du ruhig und willig gehen."

"Ich werde nicht gehen!" beharrte Bernice.

"Du wirst", sagte Monk finster. "Ich rette Dich vor einem Geschehe, das für ein so zart und fein gewöhntes Geschöpf wie Du zu hart und bitter wäre. Ich werde sehen, daß Flac und Mrs. Crowl Dich ehrerbietig behandeln, aber Du reisest noch heute Abend mit ihnen nach Mawr-Castle ab."

Er wollte auf ihre Einwendungen nicht hören und rief Mrs. Crowl und Flac herbei, die aus dem Nebenzimmer herauskamen.

"Führen Sie Miß Gwyn auf ihr Zimmer, Mrs. Crowl", sagte Monk. "Und vergessen Sie nicht, Madame, daß Sie Miß Gwyn mit der größten Artigkeit zu behandeln haben. Sie wird diesen Abend mit Ihnen nach Wales abreisen."

Bernice wich vor Mrs. Crowl zurück, diese aber sprang auf sie zu, faßte sie in ihre Arme, trug sie in das Nebenzimmer und sperrte sie in demselben ein.

"Gehen Sie noch heute Abend fort, Mrs. Crowl", sagte Monk, als er mit seinen Verbündeten wieder allein war.

"Miß Gwyn ist ungemein widerspenstig und starkköpfig. Geben Sie ihr lieber einen Schlafrunk, ehe Sie abreisen, und lassen Sie sie auf der Fahrt für eine Kranke gelten. Flac kann

sie, wenn es nothwendig ist, von einem Wagen zum andern immer tragen. Halten Sie sie dicht verschleiert. Es wäre gut, sie unter dem Einflusse dieses Schlafrunkes zu halten, bis Sie in's Schloß zurückgekommen sind. Hier ist Geld für die Reiseauslagen."

Er zählte dabei eine ziemlich bedeutende Summe in Mrs. Crowl's Hand. Dann setzte er sich und verabredete mit seinen beiden Helfershelfern Alles, was in Bezug auf Bernice zu thun war.

Während des Tages ging Mrs. Crowl mehrere Male zu Lady Chetwynd, um sie zu bewegen, sich Monk's Willen zu fügen, aber sie fand Bernice unerbittlich; ihr Argwohn war einmal erwacht, und sie mißtraute Monk jetzt ebenso, wie ihrer ganzen Umgebung.

Um fünf Uhr brachte Mrs. Crowl ihrer Gefangenen zu essen und eine Tasse Thee, in welche ein starker Schlafrunk eingemischt war. Die Frau ging hinaus und ließ Bernice allein. Lady Chetwynd aß von den Speisen, vermied aber den Thee. Sie hatte seit einer Woche jeden Abend Thee getrunken, und ungemein schwer und tief darauf geschlafen. Sie war zu klug, um nicht einzusehen, daß man ihr wahrscheinlich einen Schlafrunk gegeben hatte, und goß daher dieses Mal den Thee auf den Teppich in einem Winkel.

Als sie gegessen hatte, legte sie sich aufs Bett und schloß die Augen. Einige Minuten später trat Mrs. Crowl ein. Sie sah die leere Tasse und die auf dem Bette scheinbar schlummernde Gestalt. Dann öffnete sie die Thüre, die auf das Vorhaus führte, und die Wirthin, welche draußen stand, kam herein.

"Sie können das Theebrett hinausnehmen," sagte Mrs. Crowl. "Das Mädchen schläft und wird bis Morgen nicht aufwachen. Ich gab ihr eine tüchtige Dosis für die lange Reise, die wir vor uns haben. Diese Thüre braucht nicht wieder verschlossen zu werden. Flac ist bereits nach dem Wagen gegangen und wird das Mädchen durch diese Thür hinuntergetragen; es ist der kürzeste Weg."

Mrs. Crowl neigte sich nochmals über das Bett, um sich zu versichern, daß Bernice wirklich schlafe, und ging dann mit der Hausfrau wieder ins Nebenzimmer.

Kaum waren die beiden Frauen verschwunden, als Bernice blitzschnell aufsprang, ihre Sachen ergriff, die auf einem Stuhle zusammengepackt lagen und durch die Thüre hinaus die Treppe hinabsprang.

Die Frauen hörten ihre Flucht, und liefen ihr entsezt nach. Zu spät! Die Hausthür war offen und Bernice rannte über die Freitreppe hinab, auf die Straße hinaus. Sie war kaum auf dem Pflaster, als ein Wagen vorfuhr und Flac aus demselben heraussprang!

Die Lady Chetwynd verlor ihre Geistesgegenwart nicht, als Flac aus dem Wagen sprang, um ihr den Weg zu vertreten.

Er erkannte sie, so wie sie ihn erkannte.

Fluchend und mit ausgestreckten Händen sprang er auf sie zu, um sie aufzufangen. Aber blitzschnell drehte sich Bernice um und rannte an dem Hause, aus dem sie gekommen war, vorbei, in der entgegengesetzten Richtung davon.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Handelshaus.

Eine Erzählung von J. Swald.

Erstes Kapitel.

Das Haus des Großhändlers Frank war alt, solid und auf festem Grund gebaut; — während die Parvenues wie Pilze emporstiegen und Vermögen sammelten, das unter dem allgemeinen Schwindel ebenso schnell wieder verschwand, ging Frank's Geschäft unbeirrt seinen ruhigen Gang. Das rothe, festgegründete Gebäude, umgeben von großen Pächhäusern, lag da, wie ein Protest gegen alle Arten Leichtsinns und Börsenjobberei und flöhte durch sein ehrwürdiges Aeußere Vertrauen ein. Das Gepräge der Stille und einer gewissen Unzugänglichkeit, welches über das Ganze ausgebreitet war, machte einen wohlthuenden Eindruck und leitete die Gedanken auf die großartigen Geschäfte, welche in demselben gemacht wurden.

Der Chef des Hauses, Grossirer*) Charles Frank, welcher das Geschäft von seinem Vater geerbt hatte, war ein Mann von einigen sechzig Jahren, geschäftstüchtig, pünktlich und in einer Weise erfahren, wie der Chef eines großen Geschäfts sein muß; — im täglichen Leben genügsam, im Grunde knapp, bei festlichen Gelegenheiten splendid, beinahe verschwenderisch. Er war einer jener jungen, phlegmatischen Kaufleute, die, so zu sagen, mit dem Bewußtsein geboren sind, daß ihrer mit der Zeit ein großes Vermögen wartet und die deshalb bereits in jungen Jahren ein gewisses Schweigen affectiren, welches Solidität andeuten soll, sowie eine gewisse Zurückhaltung und einen Mangel an Interesse für alles Andere in der Welt, als für das Geschäft. Rede zu ihnen von Kunst: sie würdigen dieselbe höchstens als ein Capital; nenne die Wissenschaft: sie ziehen die Schultern, oder sie verhalten sich, wenn einmal die Rede darauf kommt, ganz unbeweglich. In der Regel sind sie weder böse, noch gut, ohne starke Affekte, ziemlich ohne irgend ein Interesse und fleißig wie Maschinen.

Nur einmal in seinem Leben war der Grossirer Frank von der Regel abgegangen; es war, als er sich verheirathete. Er liebte seine Frau leidenschaftlich und setzte derzeit seine Zeitgenossen dadurch in Erstaunen, daß er eine Liebenswürdigkeit und ein Entgegenkommen entwickelte, die Niemand früher an ihm gekannt hatte; aber die Freude war nur kurz. Nachdem seine Frau ihm eine Tochter geboren hatte, starb sie und ihr Mann grämte sich tief und lange über ihren Verlust; von dieser Zeit an versank er in eine gewisse Apathie und suchte seine Ruhe im Trubel der Geschäfte.

Nach dem Tode seiner Frau bewohnte er das große Haus allein; für seine Tochter Friederike hielt er bis zu ihrer Confirmation eine Erzieherin, nach dieser Zeit erzog sie

sich so gut wie selbst. Er sprach selten mit ihr und wenn er es that, verstand ihn das Kind eigentlich gar nicht, weil er wegen seines großen Mangels an Verständniß keine Vorstellung davon hatte, daß man mit Kindern anders als mit Geschäftsmännern redet.

Zu dem Zeitpunkt, wo diese Erzählung beginnt, war Friederike siebenzehn Jahre alt, dazu hübsch, wohlherzogen und einnehmend, wie beinahe alle jungen Mädchen in diesem Alter.

In das Kopenhagener Gesellschaftsleben war sie niemals eingeführt worden und dies war der Grund, daß sie natürlich, bescheiden und entgegenkommend war. Als Kind hatte sie ein paar kleine Freundinnen gehabt, die sie später, als dieselben sich im gesellschaftlichen Leben umhertummelten, aus den Augen verloren — und einen Freund, den kleinen Nicolai Storm, der später auf Frank's Comptoir kam.

Nicolai war nach dem Tode seiner Eltern in das Haus eines Jugendfreundes seines Vaters gekommen, der auch den Grossirer Frank kannte. Daher kam es, daß er oft mit Friederike spielte und zu ihrer Entwicklung auf eine eigene Weise beitrug, indem sie seine Spiele mit ihm spielen mußte, so daß sie beinahe dieselbe Behendigkeit und Geschmeidigkeit erlangte, wie ein Knabe. Nach und nach hörten ihre Kinderspiele auf, aber sie sahen sich nach wie vor beinahe täglich, und als Nicolai in seinem sechszehnten Jahre seinen Wohlthäter verlor, nahm ihn der Grossirer Frank auf sein Comptoir. Er war bereits derzeit ein hübscher junger Mensch, lebhaft und aufgeweckt und mit einem Ausdruck von Offenheit in seinem Wesen, der die Leute gleich für ihn einnahm.

Es wäre beinahe sonderbar gewesen, wenn Nicolai und Friederike einander gleichgültig geblieben wären und, ohne daß sie selbst wußten, wie es zugegangen, hatte sich auch ein Verhältniß zwischen ihnen entwickelt.

Als Nicolai zweiundzwanzig und Friederike sechszehn Jahre alt war, waren sie aus Spielkameraden Liebesleute geworden, natürlich in der tiefsten Heimlichkeit und mit einem Ernst, der mit der Wichtigkeit der Sache übereinstimmte. Ein ganzes Jahr hindurch hielten sie standhaft selbstgeschaffene Leiden aus, überwandten tapfer eingebildete Verfolgungen und freuten sich im Allgemeinen ihres Daseins, als Grossirer Frank eines Tages sah, wie sie sich küßten, während sie sich unbemerkt glaubten. Er sagte sich selbst, wie es auch in der Natur der Sache lag, daß wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen sich küssen, sie Liebesleute sein müssen und, ist nichts Weiteres im Wege, läßt man sie weiter küssen, ist es aber wünschenswerth, daß das Verhältniß abgebrochen werde, so ist es das Beste, daß es so bald als möglich geschehe. Der junge Storm besaß nichts und hatte auch keine Aussicht, zu etwas zu kommen, deshalb war es das Beste, die Sache bei Zeiten und mit so wenig Geräusch als möglich zu klären.

Nach der Comptoirzeit sagte er: „Storm, lassen Sie

*) Der Chef einer Großhandlung führt in Dänemark den Titel „Grossirer“.

mich ein paar Worte mit Ihnen reden!" Und so kam denn der nichts ahnende Storm in seines Herrn Zimmer und erwartete die eine oder die andere Ordre.

"Sagen Sie mir einmal, haben Sie sich mit meiner Tochter verlobt?"

"Ja, Herr Grossirer," antwortete Nicolai, wie aus dem Himmel gefallen und ohne Worte zu einer näheren Erklärung finden zu können.

"Ich dachte es wohl, ich konnte es begreifen, aber ich will nichts davon wissen, mein guter Storm. Ich brauche Ihnen keine nähere Erklärung zu geben; es muß Ihnen genügen, daß ich mich dagegen erkläre. Mein Haus verlassen Sie noch heute; da Sie sich aber in meinen Diensten gut betragen haben, biete ich Ihnen einen Platz in einem Hause in Westindien an, das mir in dieser Angelegenheit gerade geschrieben hat. Die Stelle muß sofort angetreten werden und das Schiff geht noch heute Abend ab. Nehmen Sie das Anerbieten an, so gehen Sie sofort nach Hause, packen Ihren Koffer und seien heute Abend präcis zehn Uhr draußen an der Zollbude. Ich werde dafür sorgen, daß die Leute einen glaubhaften Grund für Ihre plötzliche Abreise erhalten."

Nicolai antwortete nur durch ein Beugen des Hauptes. Er stand allein in der Welt und war genöthigt, anzunehmen, was ihm geboten wurde. Er war von seinem Prinzipal überrascht und durchschaut worden, und der Autorität gegenüber, die der Grossirer Frank in allen seinen Angelegenheiten bewahrte, wagte er keine Einwendungen zu machen.

Ein bitterer Schmerz über vernichtete Hoffnungen und das Gefühl, hart und herzlos behandelt worden zu sein, traten wohl in den Vordergrund, zugleich aber fühlte er neben diesem gleichwohl einen Vorwurf darüber, daß er hinter seines Prinzipals Rücken gehandelt habe. Diese einander widerstrebenden Stimmungen machten es ihm unmöglich, auch nur einigermaßen ruhig über seine Stellung nachzudenken; mechanisch ging er auf seine ärmliche Stube, packte sein geringes Eigenthum zusammen und war um zehn Uhr an der Zollbude. Friederike zu sprechen, hatte er gar nicht versucht, da er seinen Prinzipal zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß alle Versuche in dieser Richtung vergebens sein würden.

Als er auf die Zollbude hinauskam, waren nur wenige Menschen dort, so daß er leicht den Grossirer Frank herausfand, der mit einem fremden Schiffskapitän sprach. Frank erblickte ihn sofort und winkte ihn zu sich.

"Hier ist der junge Mann," sagte er zum Kapitän, "den ich Ihrem Hause sende. Sie wollen gefälligst die Kosten auslegen, bis er seinen Bestimmungsort erreicht, und mir später die Rechnung senden. Und nun leben Sie wohl, Storm, lassen Sie mich allezeit Gutes von Ihnen hören."

Damit ging der Grossirer, und eine Viertelstunde darauf war Nicolai am Bord des Schiffes. Er war in einem seltsamen Zustande, überwältigt, müde und verwirrt und ging eine Stunde auf dem Deck auf und ab, wie in einem wachen Traum.

Kopenhagen lag in der Mondbeleuchtung einer Sommernacht vor ihm und nahm sich ganz fremd aus; die ungewohnte Aussicht auf die „lange Linie“ (beliebter Spaziergang in Kopenhagen), die einzelnen Rufe von den Schiffen, das Geräusch und Rasseln der Ankerketten, das Plätschern des Wassers und unzählige andere Eindrücke, die man erst erhält, wenn man an Ort und Stelle ist, übten äußerlich einen Druck auf seine

Sinne und trieben ihn hinunter in die Kajüte, um sein Lager zu suchen. Als er am nächsten Morgen erwachte, war er draußen im Kattegat und bald darauf hatte er Dänemark aus dem Gesichte verloren. —

Für das Comptoirpersonal war es ein Ereigniß, daß Nicolai nicht mit dem Glockenschlage an seinem Pulte erschien, und die Spannung nahm zu, je mehr sich der Mittag näherte; aber nachdem der Grossirer Frank in seiner ruhigen Weise als Grund mitgetheilt, daß er Storm einen Platz in Westindien verschafft, der sofort angetreten werden müsse, und daß er deshalb bereits gestern Abend abgereist sei, beruhigten sich die Gemüther und man dachte jetzt nur daran, wer wohl an seine Stelle kommen werde.

Nicht ganz so leicht ging es für Friederike. Sie fing damit an, sich über Nicolai's Ausbleiben am Vormittage zu wundern, wollte aber Niemand fragen, um sich nicht — wie sie meinte — zu verrathen. Als es indeß Abend wurde und er auch da noch nicht erschien, wurde sie im Ernste unruhig und fragte ihren Vater mit der gleichgiltigsten Stimme, die sie erzwingen konnte:

"Ist Storm frank, Vater? Er ist ja heute nicht auf dem Comptoir gewesen."

"Er ist verreist," sagte Frank und legte die Zeitung weg.

"Verreist? Kommt er denn nicht zurück? Ich wußte nicht, daß er reisen sollte."

"Höre ein ernstes Wort, Friederike, und laß mich Dich bei Zeiten gegen Deine eigene Unbesonnenheit warnen. Durch einen Zufall habe ich erfahren, daß Du mit Storm verlobt gemessen bist. Von solchen Kinderstreichen will ich nichts wissen. Du bist ein Kind und kennst Dich selbst noch nicht. Storm kann ein sehr anständiger junger Mann sein, aber auf Dich hat er keine Ansprüche, und da ich alle Scenen hasse, habe ich ihn nach Westindien gesandt; das ist das Ganze."

Er wartete einen Augenblick auf Antwort, da aber Friederike still blieb, fügte er in einem strengeren Tone hinzu: "Das ist mein Wille!"

Gegen diesen Ausspruch gab es, wie sie wußte, keinen Einwand.

Grossirer Frank war ganz und ungeheilt Geschäftsmann und kannte sowohl die Allmacht des Geldes, als seine eigene Stellung in der Gesellschaft. In seinen Geschäften war er thätig, scharfsinnig und zuverlässig und führte consequent den Grundsatz durch, daß man, wenn man die Zügel in der Hand hat, dieselben straff halten müsse, möge man nun Kaufmann oder Staatsmann sein. In Allem, was nicht das Geschäftsleben betraf, war er dagegen so ziemlich ohne Begriffe und, geistigen Kreisen gegenüber, mußte er geradezu dumm genannt werden, woraus folgte, daß er sich in derartigen Verhältnissen als ein engherziger Egoist erwies.

Ob nun Friederikens Gefühle eine Folge des romantischen Uebergangszustandes waren, welcher in dem Leben eines jeden jungen Mädchens vorkommt, oder ob sie einen tieferen Grund hatten, so viel ist gewiß, daß der Grossirer Frank nicht der Mann war, einen derartigen Zustand zu behandeln, und da er selbst bemerkte, daß dieses Etwas sei, was ganz außerhalb seines Departements falle, begnügte er sich damit, seine Befehle zu ertheilen, und betrachtete damit die Sache als abgemacht.

Zweites Kapitel.

„Ist der Grossirer Frank zu Hause?“ fragte ein kleiner, lebhafter Mann, der sich einige Tage später auf dem Comptoir meldete und mit einer gewissen Geschicklichkeit das Personal überblickte, ehe ihn noch Jemand angesehen hatte.

„Der Grossirer ist drinnen in seinem Zimmer,“ antwortete ein junger Mann und zeigte auf die Thür.

„Dank, Dank, so werden wir ihn schon finden,“ sagte der Fremde und folgte der Anweisung.

„Gehorsamer Diener! Habe ich die Ehre, mit Herrn Grossirer Frank zu sprechen?“ fragte er und blieb an der Thür stehen.

„Das bin ich,“ sagte Frank, ohne von seiner Arbeit aufzusehen. „Brief?“

„Nein, keinen Brief,“ antwortete der Fremde, der sich sofort Frank's Lapidarstyl aneignete. „Dieses Mal keinen Brief, aber einen Wechsel.“

„Wechsel? Unmöglich! Ich habe heute keinen Wechsel fällig.“

„Ja, allerdings haben Sie das, Herr Grossirer,“ sagte der Fremde und präsentirte ihm ein Papier, „denn hier steht Ihr sehr geehrter Name und Keiner wird die Handschrift so leicht verkennen, wenn er sie einmal gesehen hat.“

„Ein Wechsel auf mich,“ wiederholte der Grossirer gedankenvoll und erhob sich. Er öffnete ein Buch, durchlief einige Seiten und stugte ein paar Mal. „Lassen Sie mich den Wechsel sehen.“ Er las seinen Namen, hielt das Papier gegen das Licht und besah es kreuz und quer, während der Fremde ihm eifrig mit den Augen folgte, als ob er fürchte, daß dasselbe ihm unter den Fingern durchschlüpfen könne.

„Nun, Herr Grossirer,“ sagte er dann, „beginnt es nicht, sich aufzuklären?“

„Ja wohl, es klärt sich insoweit auf, als hier ein Schurkenstreich vorliegt. Der Wechsel ist falsch, mein Name nachgemacht.“

„Das dachte ich mir,“ sagte der Fremde ruhig.

„Sie dachten das?“ rief Frank ungeduldig. „Was zum Teufel kommen Sie denn zu mir, weshalb haben Sie sich nicht an die Polizei gewandt?“

„Weil sich die Polizei an mich gewandt hat. Ich bin ein Stück von einem Criminalbeamten,“ fügte er etwas leiser hinzu und kam näher. „Wir dachten wohl, daß er falsch sei; es war uns aber von Wichtigkeit, eine Bestätigung auf die Weise zu erhalten, wie es geschehen ist.“

„Lassen Sie mich den Wechsel bis morgen behalten,“ sagte Frank, „vielleicht finde ich etwas, was auf eine Spur leiten kann.“

„Meine Instruktion verbietet mir das nicht,“ antwortete der Beamte, „und da die Sache ganz in meine Hand gelegt ist, könnte ich mich vielleicht dazu verstehen, vorausgesetzt, daß Sie für denselben einstehen und versprechen, mir ihn morgen zurückzuliefern. Aber vor Allem bitte ich mir Ihr Stillschweigen auf Ehrenwort aus.“

Am Abend blieb Grossirer Frank ganz gegen seine Gewohnheit lange, nachdem das Personal gegangen war, in seinem Arbeitszimmer. Er untersuchte seine Bücher und durchging die Namen einer Menge von Personen, um möglicherweise irgend etwas zu entdecken, was ihn auf eine Spur

leiten könnte; aber er fand nichts. Den Namenszug auf dem Wechsel verglich er verschiedene Male mit seiner eigenen Handschrift und mußte zugestehen, daß die Gleichheit schlagend sei. Selbst der Scharfsinnigste mußte hier betrogen werden; und auch jetzt, wenn er die Feder laufen ließ, brachte er nicht ein einziges Mal seinen Namen anders zu Stande, als er auf dem Wechsel zu lesen stand, und gleichwohl war er falsch. Wie schlau auch der Fälscher gewesen war, so hatte er doch übersehen, daß der Name stets ein eigenthümliches Merkmal trug, und dieses Zeichen fehlte.

Sollte Jemand von seinen eigenen Leuten diesen Schurkenstreich begangen haben? Das hatte glücklicherweise nur geringe Wahrscheinlichkeit für sich. Da war zuerst der ruhige und besonnene Adam; ihm zu mißtrauen, wäre Unsinn gewesen. Weiter war da Nicolai Storm, oder richtiger gesagt, er war nicht mehr da, aber er war doch bis vor Kurzem da gewesen; Grossirer Frank rief in der Erinnerung die Jahre zurück, während welcher Nicolai bei ihm gearbeitet hatte; er sah in Gedanken sein jugendliches, lebensfrohes Gesicht, seinen elastischen, leichten Gang und das eigenthümliche flotte Werfen mit dem Nacken, welches er an sich hatte, wenn er in Affekt gerieth, und er spürte für einen Augenblick so einen kleinen Anfall von sympathischen Empfindungen, so viel seine Geschäftsseele davon aufzunehmen im Stande war, aber doch genug, um Nicolai von jeder Theilnahme an dem Verbrechen freizusprechen. Endlich war da Nyskow, ein freundlicher, entgegenkommender, jederzeit lächelnder und vergnügter junger Mann von fünfundsanzwanzig Jahren, der jetzt ungefähr seit einem Jahre in Frank's Diensten gewesen war, ohne daß er Grund zu Klagen gegeben hätte; er lebte dürftig, liebte wohl eine gewisse Eleganz in seiner Kleidung, aber in keinem höheren Grade, als daß er nicht die Ausgaben gut von seinem Lohne hätte bestreiten können.

Der Grossirer zündete sich eine Cigarre an und setzte sich auf's Sopha, um während des Rauchens eine Idee zu bekommen, aber seine Versuche lösten sich gleich den Rauchwolken auf.

„Was nützt es, zu phantasiren und zu träumen? Hier muß gedacht und gehandelt werden. Was kann ich zum Beispiel jetzt thun?“

Als ob die Antwort ihm vorgeschrieben sei, ergriff er die Lampe, ging in's Comptoir und begab sich daran, die Pulte nachzusehen. In Nyskow's Pult lagen Bücher, Rechnungen und Papiere in schönster Ordnung und ein allgemeiner Blick auf die Sachen überzeugte ihn sofort, daß alles weitere Suchen vergebens sein würde. Mit einer sehr zufriedenen Miene schloß er das Pult wieder und begab sich an das Adam's, wo er schnell zu demselben Resultat kam.

In Nicolai's Pult fand er diese Ordnung nicht; es zeigte sich, daß eine unordentliche, sorglose Persönlichkeit Alles durcheinander geworfen hatte, um so schnell wie möglich davon zu kommen. Mit seinem Sinn für Ordnung begann er die Papiere zurechtzulegen, fand aber bald etwas, was seine Aufmerksamkeit fesselte.

„Was ist denn das? Eine Rechnung über Bücher. Nun, und das? Zwölf Flaschen Champagner, sechsunddreißig Reichsthaler. Ist der Mensch toll! Und was ist das? Ein F.“

Das Papier zitterte in seiner Hand. Er sah sofort, daß es ein Versuch sei, seinen Namen nachzumachen, nur noch ein roher Versuch, aber die Uebung macht ja den Meister. Mit

fieberhafter Unruhe setzte er die Lampe in's Pult und vertiefte sich in den vielen Papieren; sein Suchen lohnte sich, wenn man es anders so nennen will, denn er zog einen Zettel nach dem andern hervor, Bruchstück auf Bruchstück, Versuch auf Versuch, er fand seinen Namen in's Unendliche wiederholt und nachgeschrieben, und es dauerte nicht lange, bis er die Versuche ordnen und dieselben von vorläufigen Entwürfen bis zu festen, geformten Zügen fortschreiten sehen konnte.

„Daß er ein Schuft sei, hätte ich doch nicht geglaubt,“ sagte er zu sich selbst, während er die Zettel sammelte. „Er kann seinem guten Stern danken, daß er fortgekommen ist, sonst würde es jetzt mit ihm vorbei sein.“

Als der Beamte am nächsten Tage erschien, um den Wechsel abzuholen, überraschte ihn der Grossirer, indem er ihm die Zettel vorlegte und die Fälschung von Anfang bis zu Ende aufdeckte.

„Welch' ein Esel,“ sagte der Beamte, „daß er diese Weise seiner Schuld nicht verbrannte, aber so machen sie es immer; wie durchtrieben sie auch sind, es bleibt doch stets der eine oder der andere kleine Haken, an dem wir sie fangen. Wollen wir nun nicht hineingehen und den Burschen beim Kragen nehmen, Herr Grossirer?“

„Ja, gehen Sie nur hinein und arretiren Sie ihn,“ erwiderte der Grossirer trocken, „er ist auf dem Wege nach Bestindien und da werden Sie ihn ruhig bleiben lassen.“

Er machte darauf dem Beamten Mitteilung über Storm's Anstellung im Auslande, ohne den Grund derselben zu erwähnen; im Uebrigen konnte nichts Weiteres geschehen, da der Vogel ausgeflogen war; da er aber seinen Namen mit dieser Sache nicht in Verbindung gebracht zu sehen wünschte und da es ihm besonders unangenehm war, daß der Thäter sich unter seinen eigenen Leuten befunden habe, erbot er sich, die paar hundert Thaler, um die es sich handelte, unter der Bedingung zu zahlen, daß die Sache damit erledigt sei.

„Ich kann Ihnen darauf nicht gleich antworten, Herr Grossirer,“ erwiderte der Beamte, „ich werde mir aber die Sache überlegen.“ —

Friederike war seit der Katastrophe stille und verschlossen gewesen, ihr Vater hatte das aber wegen seiner vielen Geschäfte nicht weiter beobachtet. Obschon die Geschichte mit dem Wechsel ihn geärgert hatte, so glaubte er doch, einen Vortheil daraus ziehen zu können, den nämlich, sie von ihrer Jugendliebschaft zu heilen, wenn dieselbe anders nicht von selbst vorübergehen sollte.

Beim Mittagstisch — sie aßen stets allein zusammen — sagte er:

„Es ist eine Fälschung auf dem Comptoir entdeckt worden.“

„Ist der Schuldige gefunden?“ fragte Friederike. „Wer ist es?“

„Nicolai Storm!“

„Glaubst Du das wirklich, Vater?“ fragte Friederike erschreckt.

„Ja, gewiß glaube ich das, dazu bin ich, so sonnenklaren Beweisen gegenüber, wohl genöthigt.“

„Hast Du wirklich Beweise, Vater?“ fragte sie weiter, ohne selbst an die Möglichkeit zu glauben, aber doch etwas bekommenen Herzens.

„Mehr als genug, ich fand das Ganze gestern Abend

in seinem Pult. Ich hoffe, daß Dir das eine Lehre für die Zukunft sein wird, Dich nicht auf Kinderstreiche und Unbesonnenheiten einzulassen, welche die traurigsten Folgen nach sich ziehen können.“

„Wie viele Beweise Du auch gefunden haben magst, Vater, so bin ich doch überzeugt, daß Nicolai nicht das Mindeste mit dieser Sache zu thun hat.“

„Ich will keine Einwendungen hören,“ erwiderte Frank etwas heftig; „sobald er sich in Kopenhagen zeigt, lasse ich ihn arretiren.“

Damit erhob er sich und begab sich in sein Zimmer, in welches er die Leute vom Comptoir rufen ließ.

„Ich beabsichtige, an Storm's Stelle keinen anderen Commis anzunehmen,“ sagte er zu diesen; „Adam und Nyctow sollen seine Arbeit unter sich theilen und einen höheren Lohn erhalten.“

Drittes Kapitel.

Nach diesen Ereignissen gingen die Dinge wieder ihren ruhigen Gang. Die Capitale wurden in die Welt hinausgeschickt und kehrten mit guter Ausbeute zurück; die Geschäfte des Hauses gingen glänzend und doch war etwas im Wege, — etwas Unbedeutendes, aber doch eine von den Kleinigkeiten, welche, indem sie einen bleibenden Charakter annehmen, sich allmählig zusammensummiren und sich wie ein Druck auf uns legen, der zuletzt zu einem wahren Leiden wird.

So weit war es allerdings noch nicht gekommen, aber der Grossirer Frank fühlte sich gleichwohl etwas bedrückt. In seinem einsamen Hause war er gewohnt, wenn er Abends das Comptoir verließ, von einem lächelnden Kinder Gesicht empfangen zu werden, lustiges Lachen zu hören und mit allerlei kleinen Geschichten erheitert zu werden, welche in das Ohr hinein und zum andern wieder hinausgingen; es waren eigentlich nur Bagatellen, welche für einen ernstlichen Geschäftsmann, der den Kopf voll anderer Dinge hatte, an und für sich keinen Werth haben konnten, aber da Gewohnheit die zweite Natur ist, fand Frank es doch anfangs sonderbar, daß Friederike so stille geworden war. Er brauchte nicht lange darüber nachzudenken, um den Grund herauszufinden; aber diese unglückliche Verlobung mit Storm würde wohl wieder vergessen werden, wenn man nur Zeit gab.

Dieser Gedanke half ihm eine Zeit lang über die Schwierigkeit hinaus; er sah geschäftsmäßig die Zeit an, wurde aber in seinen Erwartungen betrogen. Friederike hörte keinen Augenblick auf, eine liebende Tochter zu sein, aber das alte Verhältniß kehrte nicht zurück.

„Sie ist vielleicht zu viel allein,“ sagte er eines Tages, als er aus tiefen Gedanken erwachte. „Aber wen soll ich für Sie suchen?“

Dieses Problem beschäftigte ihn eine Zeit lang. Es war dies eines der schwierigsten Rechenexempel, die er jemals gehabt hatte, weil es sich nicht durch Zahlen oder mit Hilfe des kalten Verstandes lösen ließ. Es war das eine Personenfrage, und in allen derartigen Sachen war Frank stupid; er suchte natürlich instinktmäßig, wie solche Menschen stets thun, die Last auf Andere zu wälzen. Friederikens Traurigkeit bedrückte ihn, er wollte sie aber nur als etwas Beschwerliches, etwas ihm Unbehagliches entfernen.

„Sie hatte ja einmal einen kleinen Spielfameraden in Carstensen's Tochter — laßt uns das versuchen,“ dachte er, ungefähr wie ein Arzt, der den Patienten aufgegeben hat und zuletzt darauf fällt, ein neues Mittel zu probiren, ohne selbst eigentlich Zutrauen zu demselben zu haben.

Wie gewöhnlich, ging er gleich vom Beschluß zum Handeln über und rief Adam.

„Sie kennen ja den Steuermann Carstensen, der für mich gefahren hat,“ sagte er zu diesem.

„Ja, Herr Grossirer.“

„Er hatte eine Tochter, die vor einer Reihe von Jahren oft mit meiner Tochter spielte, als sie noch Kinder waren. Wenn Sie das Mädchen auffinden können, so bitten Sie dasselbe, zu mir zu kommen; ich wünsche es zu sprechen. Ich weiß nicht, wo Carstensen wohnt, das werden Sie aber leicht erfahren. Es muß jedoch sofort geschehen.“

Wenn der Grossirer seine Gedanken nicht anderswo gehabt hätte, so würde er bemerkt haben, daß Adam verlegen wurde, als er von Carstensen's Tochter sprach; er hätte übrigens keinen zuverlässigeren und schnelleren Boten, als Adam, wählen können, der so verliebt in Laura Carstensen war, wie ein junger Mann es sein konnte; eine halbe Stunde darauf war er draußen auf Christianshafen, wo der Steuermann wohnte.

Obgleich er sonst ein ruhiger und besonnener junger Mann war, mußte er doch vor dem Hause stehen bleiben, um sich zu sammeln, ehe er eintrat, und als er endlich Muth faßte und klingelte, hörte er nicht ohne ein gewisses Herzklopfen Jemanden kommen und aufmachen; es war Laura selbst.

„Kann ich mit Ihnen reden, Fräulein Laura?“ fragte er, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen hatte.

„Mein Vater ist nicht zu Hause,“ antwortete Sie äußerst verlegen, „und Sie wissen — —“

„Ja, ich weiß, daß Sie sich nicht um mich kümmern,“ sagte er mit bitterer Betonung, „aber dieses Mal komme ich vom Grossirer Frank. Er hat mich hierher gesandt, um Sie zu bitten, zu ihm zu kommen: er wünscht mit Ihnen zu sprechen.“

„Ich kann nicht gut von Hause weggehen, ehe der Vater zurückkommt, aber am Nachmittag werde ich mich einstellen.“

„Sagen Sie mir aufrichtig,“ begann Adam nach einer Pause, nachdem er in die Stube getreten war, „bin ich Ihnen wirklich so unangenehm? Ich hoffte einst, daß Sie meine Liebe erwidern könnten; ich fürchte aber, daß ich mich geirrt habe. Ich ziehe selbst die bittere Gewißheit dem Zweifel vor und bitte Sie um eine offene Antwort.“

„Quälen Sie mich nicht, Herr Adam,“ sagte Laura betrübt, „ich kann Ihnen nicht anders antworten, als wie ich schon oft gethan habe: wir passen nicht zusammen.“

„Und weshalb sollten wir nicht zusammen passen?“

„Sie wissen sehr gut, was ich meine. Ich würde nur eine Last für Ihre Familie sein und wenn Sie es auch selbst einige Zeit aushielten, so würden Sie doch zuletzt diesen Schritt bereuen.“

„Ist nichts Anderes im Wege,“ rief Adam froh, „dann werde ich schon die Sache in Ordnung bringen. Was kümmert mich meine Familie!“

„Es ist Sünde von Ihnen, mich zu versuchen,“ sagte sie.

„Der Vater giebt nie seine Einwilligung dazu. Er hat seine eigenen Ideen über diese Sache und überdies will ich ihn nicht verlassen. Aber gehen Sie jetzt, Herr Adam; es könnte Sie Jemand hier sehen und es auf das Schlimmste auslegen.“

„Es ist grausam von Ihnen, Laura, kein freundliches Wort für mich übrig zu haben, da ich Sie so selten sehe. Sie könnten doch wenigstens — —“

„Gehen Sie, Herr Adam, wenn Sie mich lieb haben,“ unterbrach sie ihn erschreckt, „ich höre den Vater die Treppe heraufkommen.“

Noch ehe Adam sich entfernen konnte, hatte der Steuermann bereits die Thür geöffnet, wo er verwundert stehen blieb und sie betrachtete. Er war ein Mann gegen die Sechzig, groß und stark gebaut, mit buschigem, grauem Haar und einem Gesicht, in welchem Gutmüthigkeit und Barschheit eine seltsame Vereinigung eingegangen waren.

„Hast Du Besuche von guten Freunden?“ fragte er Laura, die verlegen an einer Näherei herumzupfte.

„Das ist Herr Adam, er kommt — —“

„Wer ist Herr Adam?“ fragte Carstensen etwas barsch. — „Ich kenne keinen Herrn Adam. Was ist Ihr Anliegen, Herr?“

„Ich komme vom Grossirer Frank, welcher mit Ihrer Tochter zu reden wünscht; sie sagte mir aber, daß sie nicht von Hause wegkömme, ehe Sie zurückkämen.“

„Sind Sie auf dem Comptoir des Grossirers?“ fragte der Steuermann.

„Ja, ich bin bereits ein paar Jahre dort,“ antwortete Adam.

„Länger kann es auch nicht sein,“ sagte Carstensen, dessen Gesicht sich aufklärte, als er erfuhr, welche Bewandniß es mit dem Besuch habe, „denn so lange ist es her, daß ich meine letzte Reise antrat, und damals kannte ich alle Leute des Grossirers sehr gut. Wissen Sie nicht, Herr Adam, ob die „Najade“ zum Herbst in Fahrt gehen soll?“ — Ehe er eine Antwort erhielt, fügte er hinzu: „Darf ich das Vergnügen haben, ein Glas Wein anzubieten? ich habe ihn von meiner letzten Reise mitgebracht. Gehe hinein in die andere Stube und hole eine Flasche, Laura. Es ist nicht das gemischte Zeug, welches man hier in Kopenhagen erhält; es ist das reine Wesen,“ sagte er, indem er die Gläser voll schenkte — und den Wein gegen das Licht hielt. „Ihr Wohl, Herr Adam! — Was ich sagen wollte, wissen Sie, ob die „Najade“ diesen Herbst in Fahrt gehen soll?“

„Ich weiß es nicht, Herr Carstensen; sie ist ja noch nicht einmal ganz fertig.“

„Ich hätte wohl Lust, Steuermann auf derselben zu werden; wenn Sie mir den Platz verschaffen könnten, würde ich Ihnen dankbar sein. Ich wag mich nicht selbst an den Grossirer wenden, denn er ist etwas hochfahrend, und wenn man zu Jahren kommt, sehen Sie, hat man nicht Lust, sich wie ein Kajütenjunge ansfahren zu lassen; aber wenn die Stelle mir so angeboten würde — —“

„Ich habe nicht das Mindeste in dieser Angelegenheit zu sagen; wenn sich aber Gelegenheit zeigen sollte, wo ich die Sache zur Sprache bringen kann, so können Sie versichert sein, daß es geschehen soll.“

(Fortsetzung folgt.)

Fürst und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Biemssen.

(Fortsetzung.)

„Seht, ich bin eine kranke, gebrochene Frau, das Siechthum hat meine Kräfte weggezehrt,“ fuhr die alte Matrone fort, „und wenn ich mich auch jetzt noch einmal für kurze Frist erholen mag, kann doch jedes feindliche Büßlein das schwache Lebenslicht in mir auslöschen. Mir ist oft zu Muth, als würde ich meinem seligen Martin in die stille Gruft nachfolgen, noch ehe diese Bäume ihr Laub wieder abwerfen. Und was sollte dann mit meinem armen Töchterlein werden, wenn Ihr nicht vermöchtet, sie unter Euer eigenes Dach zu führen? Denn diese Hütte hier nebst Acker und Vieh war schon zu meines seligen Mannes Zeiten schwer bepfländert, und so sehr er sich in redlichem Fleiß abmühte, er lebte nicht lange genug, sie schuldfrei zu gewinnen. Glaubt Ihr, daß das unter schwacher Weiberhand besser gerathen sei? Fürwahr, ich sorge mit bitterem Schmerz, daß, wenn ich den kleinen Hof zum Verkauf stellte, wenig Gewinn für uns übrig bleiben möchte; und doch drängt mich der Doctor, der etliche Male nach mir sah, eine andere Wohnung zu wählen, weil rings umher Bruch und Wiese giftige Nebel und böse Sumpfluft aushauchen, vor der ich nicht zu genesen vermöcht.“ Ihr seht nun, mein lieber junger Freund,“ schloß Frau Gertrud ihre sanfte, verständige Rede, indem sie Fredelin liebevoll, doch feuchten Auges die Hand hinreichte, „Ihr seht nun, wie Alles steht, gönnet uns denn eine kurze Frist, Euren Antrag zu überlegen, und trachtet inzwischen, ob es Euch möglich sei, von Eures fürstlichen Herrn Güte und Gnade ein Amt zu erwerben, das Euch die Errichtung des eigenen Herdes gestatten möge. Ich weiß und sehe es Euch an, daß Ihr mich nicht mißverstehet, vielmehr wohl begreift, welche Pflichten mein trauriger Wittwenstand mir meinem Töchterlein gegenüber auferlegt; so danke ich Euch dafür, daß Ihr mir nicht durch Bitten und Drängen das Herz schwer macht, und werde Euch durch unseren lieben Vetter Eide weitere Nachrichten zukommen lassen. Gott geleite Euch fernerhin und führe Alles zu gutem Ende!“ —

Fredelin hatte die verehrte Hand mit innigem Gefühl ergriffen und blickte der Matrone bewegt aber fest ins Auge.

„Fürwahr,“ sprach er, und seine Stimme schwankte einen Moment unter dem Strome seiner Empfindungen, „mein Herz ist voll Dank und Glück, daß Ihr mir nicht alle Hoffnungen nehmt, Euch einmal mit dem theuren Mutternamen benennen zu dürfen. Ist mir es doch vorhin in Wahrheit einen Augenblick gewesen, als spräche wieder meine gute Mutter zu mir, die doch schon seit manchem Jahr unter dem grünen Rasen ruhet. So will ich denn thun, wie Ihr geboten, und hoffe, es soll mir Alles recht gelingen. Gebe denn Gott, daß mich Euer holdes Töchterlein nicht verwerfe und verschmähe; dann neide ich nicht die lieben Engel im Himmelreich und ihre seligen Freuden. Lebt wohl; auch Ihr sollt von mir hören.“

Er stand rasch auf und neigte sich zum Abschiede, während der durch den plötzlichen Schluß der Verhand-

lungen überraschte Alte verdrießlich nach seinem Krückstock langte.

„He nun!“ murrte dieser ärglich vor sich hin, „so ist es also nichts, und wir ziehen ab, wie wir gekommen? Lassen die Jagd ablaufen und kehren mit leeren Händen heim? Pfui Teufel noch einmal, dacht' nicht, so etwas zu erbeben. Ja, die Weiber, die Weiber! Man kennt sie nicht aus!“

Fredelin sah seinen Verdruß, vernahm auch zum Theil seine mißvergnügten Reden und fürchtete, der Alte möchte die von Gemüthsbewegungen und langen Reden sehr erschöpfte Matrone vielleicht gar durch Vorwürfe kränken, daher flüsterte er ihm mit flehender Geberde ein paar Worte zu, die den Verdrießlichen zum Schweigen brachten und half nun Frau Gertrud, die sich zur Rückkehr ins Haus erhoben hatte, mit der liebevollen Sorglichkeit eines Sohnes bis zur niedrigen Hausthür, wo sie, die Männer freundlich grüßend, verschwand.

Einen Moment blieb er sinnend stehen, dann wendete er sich hastig ab, faßte den grämlich dastehenden Alten unter den Arm und zog ihn mit sich fort, dem Ausgangspfortlein zu.

„Kommt, kommt,“ flüsterte er mit fliegendem Athem und heifer Wange, indem er des Alten Arm warm und herzlich drückte, „ich habe Euch so viel zu sagen, so viel zu danken und auch neu zu bitten, daß mir ist, als dürfte ich keinen Augenblick verlieren.“

„Zu danken?“ erwiderte sein mürrischer Gefährte, indem er stehen blieb und einen Versuch machte, seinen Arm zu befreien. „Wofür? Etwas, daß die Frau Was Dich hat ablaufen lassen, wie den Fuchs vom versperrten Hühnerstall, und das trotz Fürsprach und Bürgschaft von mir? — Gottes Tod! Junge, dann bist Du gar genügsam und mußt schier nicht wissen, wohin mit Deiner Dankbarkeit.“

„O, nicht doch!“ entgegnete Fredelin mit froher, zuversichtlicher Miene, „Ihr seht in Eurer gütigen Parteinahme für mich fast ungerecht gegen die treffliche Frau. Fürwahr, ich will es Euch schwören, wenn Ihr's wollt, größeren Erfolg habe ich von diesem ersten Besuche nimmermehr erwarten können, und daß ich so viel erreicht, danke ich nur Euch allein.“

„Aber Du hast ja nichts erreicht, mein armer Junge,“ versetzte der Alte, dessen gerunzelte Stirn und düstere Miene sich bei Fredelins Worte sichtlich aufhellten, „leere Worte und halbe Verträstungen thun's doch nicht, und mehr ist uns kaum geworden, mein' ich.“

„O!“ rief Fredelin glücklich lächelnd aus, indem er den halbbesänftigten Alten stürmisch mit sich fortzog, „o, Ohm Eide, — ich bitte Euch, gönnt mir diesen Namen —“

„Von Herzen gern, mein Bub,“ warf der alte Waidmann, dessen gute Laune allmählich wiederkehrte, mit befriedigtem Kopfnicken ein, „von Herzen gern!“

„Ja, lieber Ohm Eide, — was wolltet ich doch sagen? — ich bin so verwirrt, — tausend Dank, daß Ihr mir ver-

gönnt, Euch so zu nennen und Euer Ohr mit meinem Geschwätz anzufüllen! — Ja, recht, — seht Ihr denn nicht, daß Alles gut ist, und daß die Mutter mir herzlich wohl will? Fürwahr, sie läßt mich das Beste hoffen!“

„Meinst Du das wirklich, Junge?“ entgegnete der alte Segeband lebhaft, indem seine kleinen grauen Augen über den buschigen Brauen in altem Feuer wieder aufglänzten und die Rechte den Krüdstock energisch faßte, „also das glaubst Du doch? Nun, es ist möglich; ich verstehe mich nicht auf den Krimskrans von Weibergeschwätz, die da nein sagen, wenn man ja verstehen soll. Du magst Recht haben! Ich seht' ihr aber auch weiblich zu — wie? — that ich's nicht, Junge, that ich's nicht?“

„Das thatet Ihr, Ohm,“ — entgegnete Fredelin heiter lächelnd, „ich kann es nicht leugnen und Euch hab ich es zu danken, daß ich guter Zuversicht lebe. Wüßt' ich nur auch — —“

„Nun, was denn, mein Sohn?“ fragte der Alte mit gesteigerter Theilnahme; „sprich es aus, was möchtest Du wissen?“

„Ja, Ohm,“ flotterte Fredelin mit fast knabenhafter Berlegenheit, „wüßt ich nur, ob mir auch ihr Töchterlein ein wenig gut sein könnt'!“

Ueber des Alten vermittertes Gesicht breitete sich bei Fredelin's Worten ein unaussprechlicher Ausdruck von List und Schalkheit aus — sein rastlos umherfliegender Blick hatte schon seit einigen Sekunden den Schatten einer weiblichen Gestalt, die sich jenseits der Hecke dem Pfortlein näherte, bemerkt, und eben jetzt, da eine kleine, braune, zierliche Hand die Klinke hob, erkannte er, daß seine Vermuthung richtig gewesen.

Sein Angesicht glänzte im Vorgefühl des Entzückens über einen wohlgelungenen Handstreich hell auf; aus jedem der tausend und aber tausend Fältchen, aus jedem Pockengrübchen, womit sein ehrliches Gesicht so überreichlich versehen war, blickte und blinzelte der Schelm hervor; und während er mit einem unterdrückten Lachen, das sich nur durch ein knurrendes Geräusch hinten im Halse verrieth, wie bedauernd entgegnete: „Das möchtest Du wissen, mein Bub', wirklich? Das möchtest Du wissen?“ gab er plötzlich dem Jünglinge, der sinnend stehen geblieben war, eine kleine Wendung nach dem Pfortlein hin und setzte mit krampfhaft ausbrechendem Lachen hinzu: „So frag' sie selber, mein Sohn, — hahaha — so frag' sie selber! Nitsa, mein liebes Kind, dieser junge Leibschütz möcht' Dich etwas fragen, — hahaha! — er meint, sein Lebensglück hange davon ab!“

Sprachlos vor Berlegenheit und athemraubender Erregtheit standen sich die beiden Liebenden gegenüber und schauten einander zum ersten Mal recht voll und tief in's Auge.

Nun erst, wie sie so hoch, schlank und kräftig vor ihm stand, die Heißgeliebte, ihm fast gleich an Größe, aus blauen, klaren Augen so sanft und doch so fest und freudig um sich blickend; wie die holde Fülle der herrlichen, blaßblonden Flechten so nahe vor ihm in der Sonne glänzte, und die ganze liebe Gestalt fast in den Bereich seiner sehnsuchtsvollen Arme gestellt war, nun erst ergriff die Liebe Fredelin's Herz mit voller, übermächtiger Gewalt, und er fühlte unwiderprechlich in sich, daß in ihrem Besitz des Lebens ganzes Glück für ihn beschlossen sei, daß er sie erringen müsse, gelte es auch sein Leben!

Wie hold hatte ein gütiges Geschick die beiden jungen, für einander geschaffenen Wesen hier an dieser heimlichen, trauten Stelle zusammengeführt, wo die hohe, dichtbelaubte undurchdringliche Hecke einen Blick von der Straße herein unmöglich machte, das Häuschen aber hinter einem dunklen Gebüsch von Hollunder und Haselsträuchen verschwunden war.

Als Nitsa nach dem ersten Moment unaussprechlicher Berlegenheit die Augen wieder aufschlug und den alten Eide anreden wollte, war dieser verschwunden, aber ihr Blick traf einen lieberem Gegenstand, senkte sich verwirrt in ein Paar sehnsuchtsvoll flammend, dunkelbraune Augen; es war, als umfinge sie ein Schwindel, ein weltvergessender Traum, eine selige Betäubung. Sie fühlte ihre Hand gefaßt; schwankende, flüsternde, unendlich süße Worte schlichen sich in ihr Ohr, und ein starker, jugendlicher Arm legte sich sanft und innig um ihre Schulter, — o! ein Augenblick hangen, unendlichen, süßen Glücks!

Stille herrschte rings um sie her; tiefe, brütende Ruhe des Mittags lag über dem Garten; kein Hauch, kein Laut regte sich in den Zweigen, als das liebliche Summen der Bienen, und der Duft der Fliederblüthe schwebte fast betäubend in der Luft. Süßestes Selbstvergessen hauchte und athmete aus Licht und Luft und Erde. Welch' eine Stunde, um die knospende Liebe zu voller, reicher Blüthe zu entfalten!

Die Zeit verging. Der alte Eide saß schon lange auf der Birkenbank vor seiner Hütte, Kinn und beide Hände auf die Krücke seines Stodes gestützt, und pfiß ein altes, heiteres Jägerlied vor sich hin, während seine Augen mit dem Ausdruck schlauen Behagens ringsum schweiften, und nur dann und wann mit dem Ausdruck der Erwartung auf dem Eingangspfortlein ruhten, — da stürzte endlich Fredelin die Straße herab und bog in den Pfad zum Hause des Alten ein.

Murmelnd und schnunzelnd erhob sich dieser von seinem Ruheplätzchen und ging dem Nahenden entgegen.

„Nun, Junge,“ rief er ihm wohlgelaunt über den Zaun zu; „wie sieht es? Alles in Ordnung? Wie? —“

Fredelin sah sehr erheitert aus, aber um seinen Mund lag ein glückseliges Lächeln, und seine braunen, hübschen Augen funkelten in ungewöhnlichem Glanze. Mit besonderem Feuer ergriff er des Alten Hand und schüttelte sie lebhaft, während er ihm einen Augenblick sprachlos in das witternde Gesicht blickte.

„Ich hoffe, es ist Alles in Ordnung, Ohm,“ flüsterte er dann mit bewegter Stimme, „Alles gut und tausendmal schöner und lieber, als ich gedacht! Ich bin der glücklichste Mensch, so weit das Pommerland reicht, und möchte selbst mit Seiner fürstlichen Gnaden nicht tauschen, so wahr ich lebe! — Tausendmal Dank Euch, lieber Ohm, für gute Hülfe und Förderung! Ich kann es Euch mein Lebtag nicht lohnen!“

Des Alten Freude über diesen Erfolg war groß, und er bekundete selbige durch manchen kräftigen Ausruf und lebhafteste Geberde; die wiederholte Versicherung Fredelin's aber, daß er in ihm den Schöpfer und Helfer seines Glückes sehe, erfüllte ihn mit solcher Genugthuung und solchem Eifer, sich weiter in dieser Sache nutzbar zu machen, daß er nach dem ersten Austausch gegenseitigen Entzückens den Jüngling geschäftig zu sich auf die Bank zog, um zu erfahren, welche Schritte derselbe nunmehr weiter zu thun gedente, und ob es dabei nicht auch für ihn etwas zu thun gäbe.

„Sag es nur dreist heraus, mein Junge,“ schloß er seine

Rede, „und scheue Dich nicht, dem Alten auch etwas aufzupacken, wenn damit etwas geschafft wird. So ein alter Krüppel ich auch bin, doch greif' ich fest mit an, wenn Dir und dem lieben Kinde ein Gefallen damit geschieht, und wenn es sein muß, will ich gar den Herzog antreten und ihn bitten, daß er Dir ein gut Aemtlein gebe und Haus und Ackerstücklein, auch zu Heirathen vergönne, auf daß ihr der leidigen Liebesnoth abkommt. Kennt er mich doch noch gar gut von seinem Vater selig her, in dessen Gefolg ich manch' Jählein geritten, und muß auch wissen, daß ich es war und der schwarze Mönch von den Augustinern, die bazumal, als der Markgraf vor Uedermünde lag, selbigem aus der großen Donnerbüchse einen Gruß zuschickten, so ihm Tisch und Mahlzeit vor dem Maule wegriß. Ich erzähl Dir die Affär noch einmal des Weiteren, mein Bub', und so — weiß es Gott, ich will zum Herzog und Deine Sach' führen, wie ein rechter Fürsprecher.“

„Nein, Ohm,“ entgegnete Fredelin lebhaft, tief gerührt von der Güte des alten Mannes, der ihm noch vor wenig Wochen als ein finsterner Sonderling und Menschenfeind geschildert worden war und nun das theilnehmendste und liebevollste Herz offenbarte; „nein, lieber Ohm, keinen Schritt weiter! Ihr habt genug gethan für mich, und ich werd' daran zu schaffen haben, daß ich es Euch vergelte. Was nun noch zu wirken bleibt, muß mir allein zufallen, und ich leb' der Hoffnung, daß ich es zu gutem Ende führe. Der Herzog hat mir immer besondere Gnad' erwiesen, mich aus einem armen, verwahrlosten Knaben zu einem tüchtigen Jäger erziehen lassen, mich in seine Nähe und besonderen Dienst gezogen und mir manch' gutes Wort zugewendet, wenn ich ihn recht nach Waidmanns Art bediente: er wird mir auch jetzt nicht zuwider sein, da es ihm doch nur ein arm Wörtlein kostet, mir die hübsche Försterei auf der Jagdbahn zu gewähren, die seit des braven Dieter's Hinscheiden erledigt ist. Ach, lieber Gott, wenn er es doch thäte. Da wäre uns auf einmal geholfen, und Ihr mühtet auch hinaus in den grünen Wald, Ohm, und in dem netten Häuschen, das ja Platz die Fülle hat, mit uns wohnen und mir mit Rath und That im neuen Amte aushelfen: dann könnt es mir nicht fehlen, daß ich Alles aufs Beste anstellte und zurichtete und Seiner fürstlichen Gnaden Zufriedenheit mir auch da erhielt. Verspricht es mir auf der Stelle, Ohm, daß Ihr so wollt; fürwahr, dann wär es ein Leben wie im Himmel.“

Dem Alten ward es sonderbar wohl und wehe ums Herz, und längst entwöhnte Empfindungen bewegten seine Seele. Ein feuchter Schleier legte sich über seine alten Augen, die so lange scharf und trocken in die Welt hinaus geschaut, und die Brust ward ihm wunderbar weit und frei. Eine späte Sonne ging seinem einsamen, verlassenen Dasein auf und hüllte den Abend desselben in warmen, traulichen Glanz; es war ihm, als fühle er neue Jugend durch seine Adern strömen, und der Händedruck, mit dem er Fredelin's liebevolle Worte erwiderte, war so frisch und kräftig, als sei die Hälfte seiner Jahre mit allen Schwächen und Gebrechen, die sie mit sich geführt, von ihm abgefallen.

Uebrigens verbarg Eide seine tiefe Nührung unter scherzender Miene und er entgegnete heiter: „Nun, nun, nur gemacht, mein Junge! Erst das Kind und dann die Wiege! Laß uns nur vor der Hand nach dem Häuslein streben, das Weitere findet sich dann auch. Aber wie war das mit Dir und dem Herzog? Er hätte Dich als Knaben aus der Verwahrlosung gerissen, sagst Du, und zum Waid-

mann erziehen lassen? Erzähl' mir doch einmal, wie das geschah.“

„Ja, Ohm,“ erwiderte Fredelin ernst, und sein Blick war sinnend auf den Boden gerichtet, „was ich bin und kann, dank' ich allein des Herzogs Gnade und Güte. Mein guter Vater, Gott hab' ihn selig und schenk' ihm den ewigen Frieden, war ein tüchtiger Waidmann und nährte sich mit mir und der Mutter von einem kleinem Posten als Forstknecht im Rügenwalder Revier ärmlich, doch redlich. Trotz unseres kargen Lebens waren wir glücklich und zufrieden. Da mußte er eines Winters, es war nicht lange vor Weihnachtszeit, wie gewöhnlich aufs Gehau hinaus, wo die Waldarbeiter Eichen fällten und Holz und Reifig machten. Die Mutter lag an einem Fieber krank, und ich mußte bei ihr bleiben, ihrer zu warten. Nun geschah es, da die Holzmacher einen tüchtigen Baum angefaßt hatten, daß, noch ehe sie abgesetzt, ein wirbelnder Sturmwind sich erhob und dergestalt in die Wipfel der Bäume fuhr, daß die angefaßte Eiche, deren Widerstandskraft gebrochen war, sich zu neigen begann und mit furchtbarem Krachen ins Unterholz stürzte. Die Holzmacher waren rechtzeitig entflohen, mein Vater aber, der ja noch eben die Schrotsäge hatte kreischen hören und mußte, daß die Eiche keinesfalls fertig sei, untersuchte noch ganz ruhig einen alten Fuchsbau, der sich nahebei unter der Wurzel eines Fichtenstodes befand, als ihn das Warnungsgeschrei der Arbeiter auffagte. Aber zur Flucht war es schon zu spät; das dicke Unterholz hemmte seinen Lauf, ein Ast der niederstürzenden Eiche schmetterte ihn mit Riesenkraft zu Boden; als die Leute hinzueilten, hauchte er eben seinen letzten Seufzer aus —“

Fredelin's Stimme bebte; er hielt einen Augenblick inne und wischte sich eine lichte Thräne aus den Augen; dann fuhr er langsam mit gepreßter Stimme fort:

„Es war ein gräßlicher Tag, als man uns des lieben Vaters Leiche vor die Hüttenhür brachte, und ich werd' sein nie vergessen. Aber es war nur der Anfang zu noch weiterem Unglück und Elend. Mein Mütterlein überlebte den Vater keinen Monat. Ein hitzig Nervenfieber war bei ihr ausgebrochen und raffte sie schnell dahin; als der Weihnachtsabend hereinkunzte, und sich in allen Hütten fröhlicher Dichtenglanz entzündete und Weihnachtslieder erklangen, saß ich im öden Stüblein unserer Hütte als eine vater- und mutterlose Waise, und das Herz brach mir fast vor Jammer und Weinen. Was soll ich Euch all das Elend jener Tage noch weiter ausmalen, Ohm; mir wird weh bei der bloßen Rück Erinnerung. Erlaßt mir's drum.“

„Nach einiger Zeit nahm mich eine Base meiner Mutter, ein altes, geiziges, hartherziges Weib, zu sich nach Rügenwalde und verwendete mich zu niederem Knechtendienst; schickte mich auch niemals zur Schule, sondern ließ mich schier verkommen in geistigem und körperlichem Elend. Hatte sie nicht Arbeit für mich, so lag ich auf den Gassen umher und spielte und raufte mit den Buben, die mir manches Schmachwort anhängten und an dem armen Verlassenen gern ihr Mäthchen kühlten. — So waren sie einmal ihrer mehrere, rohe, ungeschlachtete Buben über mir her und zaus'ten mich, daß ich mich ihrer kaum erwehren konnte, als ein Trupp Reiter die Gasse herauf kam und nicht fern von uns anhielt. Der vorderste, ein hoher, stolzer Reitersmann — es war der Herzog Bogislaff, den ich damals noch nicht kannte, — wies mit der Rechten nach uns hin, und ein Reifiger saß ab und kam auf

uns los. Die Buben hatten mich frei gegeben, und ich lehnte milde und ergrimmt an einem Brunnenrand, ordnete mein zerzaustes Haar mit den Fingern und zupfte mein zerlumptes Gewand wieder zurecht: da trat der Reifige mich an und beschied mich zum Herrn. Ich folgte dem Gebot, aber meine Seele war voll Groll, und ich mag finster genug ausgesehen haben.

„Da ich vor ihm stand, blickte mich der Herzog eine Weile sinnend, doch gütig an und fragte, wer ich sei. Ich antwortete kurz und abgerissen, schaute auch dem Herzog recht trotzig und unverzagt in die Augen; meinte ich doch, mein Elend sei so groß, daß mir Niemand weder Schaden noch auch Nutzen könne, so daß ich meiner Worte und Geberden wenig Acht hatte. Das mochte auch der scharfsinnige Fürst erkennen; drum wendete er sich zu einem ältlichen, schlichten Manne, der in sauberer, doch gar gemeiner Bauertracht neben seinem Rosse stand und den Arm schier vertraulich auf des Herzogs Sattelknopf gelegt hatte, und sprach ernst lächelnd: „Nun, Hans, hier giebt's wieder für Dich zu thun. Was meinst, ist aus dem Jungen was zu machen oder nicht? Hast ja den rechten Blick für dergleichen Sachen.“ Der Bauer lächelte auch gar herzlich und indem er einen scharfen Blick auf mich warf, erwiderte er in fast zuversichtlichem Tone: „Ja, Vuslaff, — steckt auch kein Herzog von Pommern in ihm, so mag es doch ein tüchtiger Mann sein, und ich mein', daß wir den armen, verwaisten Buben hier so wunderbar treffen, ist schier ein Wink des Himmels, daß Du Dich seiner annehmen mögest.“ Und dann zu mir gewendet frug er mild: „Was möchtest Du werden, mein Sohn?“

„Mir begann das Herz wie hoffnungsvoll aufzugehen, und ich antwortete rasch und fast fröhlich: Ein Waidmann, wie mein braver Vater gewesen! Das schien beiden Männern zu gefallen, sie sahen einander an, und der Bauer flüsterte dem Herzog ein paar Wörtlein zu, worauf dieser ihm die Hand auf die Schulter legte und recht herzlich sagte: „O, Hansel, ich that' wohl mehr um Dein Fürwort! Sei des versichert.“ Und zu mir: „Wenn Du gut thun willst, mein Bub', wollen wir mit Gottes Hilfe einen rechten Waidmann aus Dir machen. Spring mal zu dem Carsten hinten aufs Ross.“ Ich that es, und da der Herzog sich von dem Bauern mit manchem guten Wort verabschiedet, gab er dem Ross die Schenkel, und fort ging's wie ein Sturmwind, der Troß ihm nach — ich mit ihnen.

„Seit jenem Tage bin ich nicht wieder in das Haus der Base zurückgekehrt. Der Herzog gab mich alsbald in die Hand des guten Försters Wibstock auf dem Jägerhose, ließ mir auch Kleidung und Schuhe anmessen, und sorgte, daß ich wohl gehalten wurde. Oftmals hat er sich nach mir erkundet und mich zum Guten ermahnt, und da meine Lehrzeit um war, und der alte Wibstock mir ein gut Zeugniß gab, zog mich der Herzog gar in seine Nähe und machte mich zu seinem Leibschützen, vor Anderen, die der Stelle würdiger gewesen wären. Und nun wißt Ihr Alles, Ohm, und mögt erkennen, ob es wahrscheinlich, daß mir Seine fürstliche Gnade meine Bitte um die Försterstelle abschlagen werden.“

Der Alte hatte Fredelin's Erzählung mit großer Theilnahme gelauscht und saß nun sinnend und nachdenkend da, vielmals

mit dem Kopfe nickend und unverständliche Laute vor sich hinmurmeln.

„Ge, nun ja,“ sprach er endlich, mit seinem Dornstock energisch auf die Erde stoßend und von der Bank aufstehend, „ich meine, daß Du gute Hoffnung habest, mein Bub', und Deines Wunsches leicht in Bälde froh werdest. Es war ein guter Wind, der den Herzog nebst dem Bauern grad zu rechter Zeit und an die rechte Stelle trieb, wo die bösen Buben Dich durchbrochen. Fürwahr, eine seltsame Fügung.“

„Ja, nicht wahr?“ entgegnete Fredelin hastig; es traf sich grad glücklich, mich vor schlimmem Elend zu retten, und so hoff' ich, wird mir das Glück auch fernerhin treu bleiben. Doch sagt, wißt Ihr nicht, wer der Bauer war, der so wohl mit dem Herzog stand und so vertraulich mit ihm sprach? Es war ein alter greiser Mann schon.“

Siehe sah den Jüngling verwundert an.

„Hast Du niemals von Hans Lange aus Lanzig gehört,“ sprach er ernst, „der den Fürsten als armen, von seiner Mutter schier verstoßenen und verlumpten Knaben aus der Noth gerissen und bekleidet, auch sonst mit allem Nöthigen versehen hat, bis er zu dem Seinigen kam? Das geschah an demselben Orte zu Rügenwalde, wo der Herzog sich oft genug, gleich Dir, auf den Gassen umhergetrieben und mit den Buben hat raufen müssen, drum hat er des gedacht, da er Dich also elend und bedrängt ersah, und Hansens Fürwort ist Dir vollends zu Gunst geblieben. Doch das Alles erzähl' ich Dir einmal des Weiteren; für jetzt mach' Dich rasch nach Haus und sieh nach Deinen Obliegenheiten, daß Du nichts verabsäumst, und den' darüber nach, wie Du Alles anstellen willst, und dann komm morgen und sag' mir Bescheid.“

Mit einem kräftigen Händedruck schloß der Alte seine Rede, nickte dem Jüngling kurz aber freundlich zu, und von einer seiner einsiedlerischen Anwandlungen ergriffen, zog er sich ohne Weiteres in seine finstere Behausung zurück, wo Fredelin ihn noch den schweren Kegel von innen vorschieben hörte.

Dann wurde es ganz still drinnen, und nun zögerte auch der junge Waidmann nicht, sich auf den Heimweg zu machen, den er sich durch zahllose, rasch auftauchende und eben so rasch von anderen wieder verdrängte Pläne, des Herzogs Theilnahme für seine Liebesnoth zu gewinnen, auf's Angenehmste verkürzte.

Fünftes Kapitel.

Als Fredelin bei seiner Wohnung im Jägerhause anlangte, bemerkte er zu seiner unangenehmen Ueberraschung, daß eben ein junger Revierjäger, den, wie er wußte, dienstliche Geschäfte nicht hierher geführt haben konnten, dessen Feierkleidung aber nichtsdestoweniger auf ein dienstliches Anliegen oder Meldung bei hohen Vorgesetzten deutete, aus dem kleinen Portal, welches zur Wohnung des Wildmeisters von Glasenapp führte, hervorkam und hetteren Angesichts quer über den Hof zum Ausgangsthor hinausschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Flaudereien am Kamin

Eine originelle Anklage.

Vor dem römischen Polizeigericht erschien dieser Tage ein Angeklagter, wie es deren glücklicherweise nur wenige giebt. Dieser arme Teufel, der von einem glücklichen Nebenbuhler ausgestochen worden war, hatte beschlossen, mit seiner Geliebten zu sterben. Eines schönen Morgens war er mit einer Bombe unter dem Arm zu ihr gegangen und steckte dieselbe mit der ruhigsten Miene von der Welt in Brand. Sie zersprang mit einem fürchterlichen Krach, ohne glücklicherweise weder die Eltern noch das Mädchen zu treffen. Nur der unglückliche Liebhaber wurde leicht verletzt. — Die Anklage besagt, daß er nicht im Vollbesitz seiner Geisteskräfte sei. Bevor er sich mit der Bombe in die Luft sprengen wollte, hatte er an seinen Chef — er war Beamter — einen Brief gerichtet, in welchem er erklärte, er sei krank, und deshalb hätte ihm der Arzt verordnet, in Unmengen zu essen und zu trinken. Ferner hatte er an den König und an den Papst geschrieben. In dem Briefe an den Letzteren sagte er: „Ich ermahne Sie, den Eltern meiner Lucia zu verzeihen. Im Uebrigen ergreife ich diese Gelegenheit, um Ihnen, mein lieber Pius, auf das Wärmste zu empfehlen, sich nicht in die Politik zu mischen. . .“ Er hatte auch an Garibaldi geschrieben und ihm gute Rathschläge ertheilt. Endlich hatte er an den kleinen Prinzen von Neapel folgendes Schreiben gerichtet: „An Se. königl. Hohheit Victor Emanuel Ferdinand Maria Januarus, Prinzen von Neapel. Himmlischer Engel, sagen Sie Ihrer Mama, daß ich nicht schlecht bin und daß ich sterben muß, weil mein Schmerz zu groß ist. Wachsen Sie und seien Sie glücklich, guter Knabe, leben Sie lange und seien Sie im Namen der Wahrheit und der Unschuld gesegnet. Adieu.“ — Selbstverständlich wurde der arme Mensch freigesprochen.

Der geheime Agent.

Mehrere Pariser Blätter erzählen folgende curiose Geschichte von dem Schachsinne der englischen geheimen Polizeagenten. Der Botschafter irgend eines Reiches hatte bei der Londoner Polizei um Recherchen nach einer jungen Dame gebeten, die plötzlich und unerwartet ein Vermögen von einigen Millionen geerbt hatte. Es sollte kein besonderes Aufsehen gemacht werden, und man betraute einen der „geriebeneren“ Agenten mit der Aufgabe, die junge Erbin, die von ihrem Reichthum keine Ahnung hatte, aufzufinden. Nach 6 Wochen stellte sich derselbe seinem Chef wieder vor. „Nun?“ fragte dieser, „haben Sie das Mädchen gefunden?“ — „Ja wohl, schon vor einem Monat als Näherin.“ — „Aber wo ist sie denn?“ „Bei mir zu Hause, ich habe sie nämlich — geheiratet!“ . . .

Kurzsichtigkeit.

Ein New-York Blatt erzählt: „Ein kurzsichtiger Gatte in Manayunk sah kürzlich in seiner Wohnung ein großes Blumenbouquet auf einem Stuhle liegen, und mit dem Wunsche, es vor dem Verwelken zu bewahren, steckte er es in ein Gefäß voll Wasser. Als seine Gattin eine halbe Stunde später das Bouquet sah, stieß sie einen Entsetzensschrei aus und wurde sofort ohnmächtig. Ihr kurzsichtiger Gemahl hatte nämlich ihren neuen Frühlingshut trübsinnlich wegen seiner Blumenfülle in frisches Wasser gesetzt.“

Der Briefverkehr auf dem ganzen Erdball umfaßt, der „Trib.“ zufolge, jährlich 3300 Millionen Briefe, d. h. 100 Stück per Secunde und 3 Stück per Kopf. Das Gewicht sämmtlicher Briefe des Weltpostverkehrs beträgt 33 Millionen Kilo. Das Papier würde, ausgebreitet, eine Fläche von 8 Quadratmeilen — also ungefähr das Gebiet des Fürstenthums Schaumburg Lippe bedecken. — Von den 3300

Millionen Briefpostsendungen des Weltverkehrs fallen 490 Millionen auf den internationalen Austausch. Das Mittel, bei den 50 Postverwaltungen der Erde eine sichere Beförderung zu erlangen, sind die Postverträge, von denen nahezu 1000 existiren. Diese durch einen Weltpostverein zu ersetzen, ist durch den Berner Congreß vom Herbst 1874 ein wesentlicher Schritt geschehen. — Im Weltpostverkehr bedarf man des Transits. Ein Brief aus Christiania nach Melbourne geht auf seinem Wege von 2000 geographischen Meilen etwa 20 bis 30 Mal durch die Hände der Post, welche 9 verschiedenen Regierungen mit 7 verschiedenen Sprachen angehört.

In Triest haben sich jüngst drei junge blühende Mädchen, Töchter des Direktors der städtischen Steuer-Administration, das Leben genommen. Die Mädchen, von denen die älteste, Mary, zwanzig, die zweite, Olga, achtzehn, und die jüngste, Emma, sechzehn Jahre alt war, waren den Abend vorher mit ihrer Mutter spazieren gegangen und anscheinend guter Laune nach Hause zurückgekehrt. Nach 11 Uhr hatten sie sich auf ihr Zimmer begeben. Um 9 Uhr früh klopfte nun die Mutter zum ersten Male an die Thür, erhielt aber keine Antwort. Gegen 11 Uhr sprengte man auf Veranlassung der zu Todeserschrecken Mutter mit einer Axt die Thür; man fand aber das Zimmer leer. Da wurde nun auch die Thür eines anstoßenden Kämmerchens eingeschlagen, und die Eintretenden erblickten daselbst die drei Mädchen angekleidet, in einer sitzenden Stellung auf dem Boden. Sie waren sämmtlich todt. Vor ihnen und in einem Winkel befand sich je ein Haufen erloschener Kohlen. Die sofort herbeigeeilten Aerzte wandten schleunigst alle gebotenen Wiederbelebungsversuche an, dieselben blieben indeß erfolglos, denn der Tod war offenbar Stunden lang vorher eingetreten. Das Motiv der That ist bis jetzt vollkommen unbekannt.

Damians, der den Versuch gemacht hatte, Ludwig den Fünfzehnten von Frankreich zu ermorden, war verurtheilt worden, von schwachen Pferden gevierthelt zu werden. Als bei seiner Hartsichtung die Pferde sich vergebens anstrengten, den Unglücklichen zu zerreißen, und die Henker, um sie anzutreiben, herb auf sie loszuschlugen, rief eine Dame, welche aus einem Fenster in der Nähe unverwandt dem schrecklichen Schauspiel zusah: „Die armen Pferde!“ Welch Zartgefühl!

Folgende schnurrige Geschichte erzählt die Wiener Tagespresse: „Ein Brantweinbrenner in Tornocz schüttete jüngst schmutzig gewordenen Brantwein in den Hof seines Hauses aus. Das geschah am Abend. Am nächsten Tage stand seine Frau auf und ellte in den Hof, um nach ihren 12 Gänsen zu sehen. Allein kaum hatte sie die in den Hof führende Thüre geöffnet, als sie auch gleich einen Schrei ausstieß, denn, o Jammer! ihre 12 Gänse lagen ringsumher um den ausgeschütteten Brantwein und rührten kein Glied. Auf das Jammergeschrei eilten sogleich einige mittheilsvolle Nachbarinnen herbei, um den Unglücksfall zu constatiren. Damit nun wenigstens die schönen Federn gerettet wurden, beschlossen die versammelten Madamen, daß die Gänse gerupft und das Fleisch dann auf den Rehrichtkäufen geworfen werden solle, was auch ausgeführt wurde. Doch noch war die Tragödie nicht zu Ende. Als am nächsten Tage die durch die Ereignisse des vorigen Tages noch ganz verstimmt junge Frau in den Hof geht, laufen ihr von allen Seiten nackte Gänse entgegen. Diese hatten nämlich im Laufe der Nacht ihren Brantweintrausch ausgeschlafen und stürmten nun auf ihre Herrin ein, um derselben entweder ihre Verwunderung über ihre Umwandlung auszudrücken, oder aber um sich für die ihnen geraubten Federn vielleicht einen Heringschmaus gegen den Kapfenjammer auszubitten.“